

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Frau Emma Hellenstainer und ihre Zeit

Hellenstainer, Josefine

Merano, 1925

Univ.-Bibliothek Innsbruck



44402

A decorative gold wreath border surrounds the central text. The wreath is composed of intricate, stylized floral and leaf patterns. At the bottom center of the wreath, there is a small, five-pointed starburst or sunburst motif.

FRAU
EMMA
HELLENSTAINER
UND IHRE
ZEIT

Gewidmet meiner lieben Schwester

Frau Louise Staffler

geb. Hellenstainer

der Bozner „Greifenwirtin“



Frau Emma Hellenstainer
und ihre Zeit

Frau Emma Hellenstainer und ihre Zeit



Im Selbstverlag der Familie Hellenstainer
Merano 1925

UB INNSBRUCK



+C38118103

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von J. Lorenz

Alle Rechte
insbesonders das der Übersetzung
vorbehalten



Gedruckt und gebunden bei S. Bögelberger, Merano

Zum Geleite.

Das vorliegende Buch entstand aus dem Bestreben, die bereits zu legendärer Berühmtheit gelangte Frau Emma, die Geschichte ihres Lebens und Wirkens, aus dem allzu blendenden, unsicheren Lichte der Dichtung in den milden Glanz der Wirklichkeit zu rücken und gleichzeitig der edlen Frau das schönste Denkmal zu setzen, das der Kindesliebe und Dankbarkeit. Denn die Verfasserin dieses eigenartigen aus dem wunderbaren Brunnen der Erinnerung, des Miterlebten, Mitersehnten, geschöpften Lebensbildes ist keine andere, als die Tochter der berühmten Frau Emma selbst. Das Buch hat daher dokumentarischen Wert, den Wert eines für unsere Heimat bedeutsamen Memoirenwerkes gleichsam an der Wende zweier grundverschiedener Zeitalter, jener gleich süßen Posthornweisen in grüner Mondnacht sanft verklingenden, auf immer entschwindenden guten alten Zeit und der darauffolgenden in Ungewißheit aller Zukunft düster aufdämmernden, auf eisernen Wegen heranbrausenden neuen Zeit, der anzugehören uns beschieden ist.

Die mannigfachen Kulturbilder, die die Verfasserin ohne stilistisches Zierwerk in einfacher, aber gerade deshalb so wirksamer, gefühlvoller Art schildert, spiegeln jene Zeit unserer Großväter und Großmütter getreulich wieder,

wecken in wehmütvoller Erinnerung eine unbestimmte Sehnsucht nach jenen geruhfsamen Tagen, werfen einen heiteren Schein in das Grau unserer Tage, aus deren donnerndem Wirbel man sich gern in die geschilderten Zeiten zurückflüchten wird wie auf eine geschützte Insel, um in der Lektüre dieser Erinnerungen ein paar glückliche Augenblicke beschaulicher Erholung zu erleben.

Das Buch von der Frau Emma hat aber nicht nur für uns und unsere Heimat Wert und Bedeutung, es wird nicht minder in den zahlreichen Kreisen unserer Kurgäste, von denen ein Großteil jahraus jahrein immer wieder die von der gefeierten Frau geschaffenen Gaststätten besucht, begeisterte und dankbare Aufnahme finden und den Ruf der so eigenartigen Schönheit unserer geliebten Heimat, der so hochstehenden Kultur unseres prächtigen Volkes bis in die fernsten Erdteile tragen.

Als ein so denkwürdiges Angebinde hat denn auch der Verlag das Buch würdig und vornehm ausgestattet, eine reiche Beigabe von familien- und ortsgeschichtlich wertvollen Lichtbildern aus dem Besitze der Verfasserin erhöht den Reiz dieses Heimatbuches und der Künstler J. Lorenz hat in schöner Harmonie mit dem Inhalt des Buches dessen Bildschmuck gestaltet.

Merano, im Dezember 1925.



Im Elternhaus.

Es war am 12. April 1817, als dem Johann Hausbacher, Kaufmann und Marschkommissär in Sankt Johann im Unterinntale, ein Mädchen geboren wurde, welches den Namen Emma erhielt. Dieses Kind wurde im Laufe der Jahre als biedere Tiroler Wirtin weit über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus bekannt und beliebt. Ihre Mutter, eine geborene Panzl, bewirtschaftete jenes Gasthaus zum grauen Bären in St. Johann, in dessen Wirtsstube sich die vom Maler Defregger so meisterhaft dargestellte Szene zwischen Speckbacher und seinem Sohne Anderl abspielte. Sie war aus Mittersill im Pinzgau gebürtig, die Vorfahren jedoch stammten aus dem Oberinntale, eine äußerst resolute Frau, die sich bis in ihr hohes Alter eine seltene Geistesfrische erhielt, eine Eigenschaft, die sich in vollstem Maße auf ihre Tochter Emma vererbte. Die Mutter der Frau Hausbacher, die alte Frau Panzl, erfror in den Tauern gelegentlich einer Wallfahrt nach Luggau in Kärnten; bis vor wenigen Jahren bezeichnete ein „Marterl“ diese Unglücksstelle. Vater Hausbacher war eine bekannte Persönlichkeit, dem sein Dorf

einst die Rettung vor Zerstörung verdankte. Als nämlich im Jahre 1809 die Franzosen in der Nachbarschaft zogen und plünderten, stürmten sie auch auf St. Johann los. Da traten ihnen der damalige Dechant Wieshofer und unser Hausbacher beherzt entgegen. Die beiden wackeren Männer baten um Schonung für das Dorf, sich für die Sicherheit und reichliche Verpflegung der Truppen verbürgend. Sie erreichten ihr Ziel, obwohl das Dorf durch die Besatzung schwer zu leiden hatte. Es war doch vor dem Untergang bewahrt, während manche Ortschaften der Umgebung in Flammen aufgingen. Emmas Onkel mütterlicherseits war der berühmte Schützenhauptmann und Unterkommandant Panzl Hans, geboren 1786 als Sohn des Mühlbacher Wirtes in Mittersill im Pinzgau. Als Brauerlehrling in Kitzbühel beteiligte er sich im Jahre 1805 an der Verteidigung des Paß Strub unter Wintersteller, wo derselbe durch List und einige Meisterschüsse den 6000 Mann starken Feind zum Abzug brachte. Nach Vollendung des Kampfes nach Kitzbühel zurückgekehrt, erfolgte bald seine Freisprechung als Brauerbursche. Sein Vater kaufte ihm nun ein Bräuhaus in Windisch-Matrei. 1808 verehelichte er sich mit der Bürgerstochter Franziska Rauter aus Windisch-Matrei.

Doch schon 1809 wurde er wieder unter die Waffen gerufen. Bei Lustenstein nahm er am glänzenden Sieg gegen die zehnfach überlegenen Bayern teil. Bei der Tagenbacher Brücke hinderten Oberkommandant Wallner und Panzl den Feind am Weitermarsch. Im Iseltale nahm er einmal mit 20 Schützen 200 Franzosen gefangen. Beim Hirschbühel jagte Panzl mit drei Schützen 500 Bayern in

die Flucht. Doch lassen wir Speckbacher in seiner originellen Sprache diese Episode erzählen: „Beim Hirschbüchl hat Panzl mit seinigen drei Schützen 500 Baiern, welche den sogenannten Schwarzbach besözt hatten, durch sein besonderes Geschrey und ganz blindes Romantiren und mit Unter Schießen so rasch durch das Tal hinausgejagt, daß dieselbigen nicht nur bis Reichenhall nicht umzuschauen sich Zeit genommen, sondern in der Meinung, es kommen eine ungeheure Menge Schützen nach, gleich alle Salzpfnahäuseler aufgefordert haben, sich unverweilt zur Verteidigung bereit zu halten, und daß auch in Salzburg alle Zugbrücken aufgezozen, und Alle mit Schröken auf die Ankunft der Tiroler und Binsgauer Landesverteidiger gewartet haben.“ — Aber alle Tapferkeit und Todesverachtung konnten auf die Länge gegen den großen Korfen nicht aufkommen — der Friede von Schönbrunn wurde geschlossen — Tirol abgetreten. Nun kamen böse Tage für unsern Panzl; ein hoher Preis war auf seinen Kopf gesetzt, er wurde verfolgt wie ein gehektes Wild, aber im Pusterthal gab es keine Berräter. Lange wurde die ganze Gegend abgesucht, bis die Franzosen zur Überzeugung kamen, er müsse im eigenen Hause verborgen sein. Tatsächlich hatte sich Panzl unter der „Bräufuchl“ in der Erde vergraben und hielt durch fünf Tage und Nächte in diesem nur seiner Frau bekannten Verstecke aus; er hörte seine Verfolger ober sich herumtrampeln, jedoch Polizeihunde gab es damals noch nicht und die Feinde hatten auch keine „Hundsnasen“, er wurde nicht entdeckt.

Nun kam die Ordre, das Bräuhaus zu demolieren. Seiner Gattin wurde auf ihr Ansuchen gestattet, einiges

aus dem Besiß zu retten. Ein guter Freund, Gerbermeister Gebiedl trug den Geächteten in einem Rückentorb, unter Kalbfellen verborgen, aus dem Hause bis vor das Dorf; weiter vermochte er ihn nicht zu schleppen, denn der Retter war schwächlich und klein von Statur. Noch in derselben Nacht flüchtete Panzl unter unsäglichen Beschwernissen, mitten im Winter, entkräftet durch den unterirdischen Aufenthalt über den Tauern, der jedes Jahr dem einen oder andern zum Grab wird, ins Salzburgische. Unzählige Male in äußerster Gefahr erwischt zu werden und das Los der übrigen Vaterlandsverteidiger zu teilen, entkam er immer wieder auf wunderbare Weise. Als Tirol an Osterreich zurückkam, wurde er 1814 zur Entschädigung für seinen verlorenen Besiß als Unterförster mit 500 Gulden jährlich angestellt, dann 1829 mit 300 Gulden pensioniert. 1834 starb sein Weib und ließ ihm 12 Kinder zurück. Um denen wieder eine Mutter zu geben, heiratete er eine Regina Boider aus Birgen, aus welcher Ehe 9 Kinder stammten. Der jüngste Sohn Rudolf von Panzl, 1847 geboren, lebt derzeit als Oberst der Ruhe in Wien.

Unser Schützenhauptmann hatte seiner Vaterlandsliebe Hab und Gut geopfert und lebte mit seiner vielköpfigen Familie (21 Kinder) zeitweilig in der bittersten Not; jedoch durch äußerste Sparsamkeit und Fleiß gelangte er doch noch zu einem bescheidenen Besiß. — Man verzeihe die lange Abschweifung vom eigentlichen Thema, sie diene darzutun, von welcher wetterharten, hochpatriotischen Vorfahren Frau Emma stammte.



Emmas Kindheit und Erziehung.

In der Familie Hausbacher war es Tradition, daß die Töchter schon recht früh die Kinderschuhe ausziehen und sich in der Wirtschaft beschäftigen mußten. Klein Emma wurde Kellnerin. Diese Würde hätte ihr ganz zugefagt, wäre sie mit der Sorge um — ihre Puppe vereinbar gewesen. Eine Puppe so schön und so groß, mit selbstgemachten Gewändern, alles zum Auf- und Zuknöpfen, zum An- und Ausziehen, mit spitzenbesetzter Leibwäsche und vollständigem Bettzeug; wie lange hatte sie daran gestichelt, bis alles vollendet war! Doch es ging, es ließ sich machen. In der alten Gaststube waren ja so viele Nischen und verborgene Wandkästchen — die Puppe samt Trouffeau fand Asyl. War die gestrenge Frau Mutter ausgegangen, so wurde der Liebling hervorgeholt und gepflegt. Und nachher war das Puppenmütterchen wieder ganz Aufmerksamkeit und Hingabe für ihre Gäste. Alles ging tadellos. Aber eines Tages war Erzherzog Johann im grauen Bären eingekehrt. Die kleine Hebe, welche in dem schlichten Herrn nur einen Jägersmann vermutete, servierte dem Prinzen seinen bestellten Käse auf einem Holztellerchen; mithin hat sich die bei Frau Emma später bewiesene Menschenkenntnis in jungen Jahren noch nicht verraten.

Zur Vollendung ihrer Erziehung kam Emma zu den Ursulinen nach Innsbruck. In den vier Jahren ihres Aufenthaltes dort lernte sie die italienische Sprache und die Kunstfertigkeiten im Stricken, Nähen, Häkeln sowie Filet- und Frivolitäten-Arbeiten, die sie später auch ihren Töchtern beibrachte; sie kam dann als „feingebildete junge

Dame“ ins Elternhaus zurück. Doch da war ihres Bleibens nicht lange; Frau Hausbacher tat nichts halb; noch fehlte in der Erziehung etwas vom Wichtigsten: die Kochkunst. Wir finden sie nun in Salzburg bei den „Drei Alliierten“ in der Küche.

Endlich war ihre Erziehung vollendet.



Emma als Pflegerin.

Nach Hause zurückgekehrt fand sie ihren Vater krank, schwer krank. Emma übernahm die Pflege; hat Wochen und Monate den leidenden Vater bei Tag und Nacht betreut, er wollte niemand andern um sich haben, und hat immer wieder für diese Aufopferung und Pflege ihr Gottes reichsten Segen versprochen und herabgefleht. Doch alle Sorgfalt und Kindesliebe konnte das fliehende Leben nicht aufhalten. Vater Hausbacher fürchtete den Tod nicht und brauchte ihn auch nicht zu fürchten, denn er war ein Ehrenmann durch und durch und tief religiös; sein Tod erfolgte im Jahre 1841. Es erzählte Frau Emma, daß ihr Vater in gesunden Tagen sich schon morgens 4 Uhr früh in die Kirche begab, manchmal schon an der Tür wartete, bis der Mesner aufzuschließen kam.





Die erste Reise ins Pustertal.

Wie der Witwe Tränen versiegten, als ihr getrübler Blick sich wieder klarer dem Alltagsleben zuwandte, gewahrte sie mit Schrecken, was die schwere Pflege, die Abgeschlossenheit des Krankenzimmers aus ihrer Tochter gemacht hatten: die Rosen von den Wangen waren verschwunden, der Gang müde und schleppend, der Frohsinn gewichen, die Blauäuglein trübe — es war höchste Zeit! „Es wird doch mein seliger Mann nicht auch noch die Tochter nachziehen“ sorgte sie sich. Emma wurde nach Antholz ins Bad geschickt. Es gab weit herum kein besseres Frauenheilbad als dieses Salomonsbrunn in Antholz. Trotz der bäuerlichen Einfachheit war erst vor wenigen Jahren, von hervorragenden Kapazitäten angeordnet, Erzherzogin Adalgunde von Modena mit bestem Erfolg in diesem Badeort gewesen. Emma hatte dort überraschend schnell ihre frühere Gesundheit und Elastizität wiedergefunden und kehrte heim zu ihrer hochbeglückten Mutter. Auf der Hinreise hatte sie im Gasthof zum gold. Stern in Brunek übernachtet. Auf dieses Faktum kam 32 Jahre

später Emma Hellenstainers zweite Tochter Marie, nachmalige Frau Toldt, Sternwirtin in Bruneck, welche im alten Fremdenbuche des Hotels mit feiner, zierlicher Handschrift eingetragen fand in der Rubrik „Namen“: Emma Hausbacher, „Woher“: St. Johann im Leukentale, „Wohin“: Bad Salomonsbrunn in Antholz, „Zimmer“: Nr. 2. Und drei Jahre später wohnte im Zimmer Nr. 2 Erzherzog Franz Josef (der Kaiser), der mit seinen Brüdern, Karl Ludwig und Maximilian, im goldenen Stern abgestiegen war, auf der Reise nach Bozen und Vinschgau begriffen. Die Prinzen ließen sich Bruneck gut gefallen, das heißt, zwei davon, dem dritten war wegen irgend eines losen Streiches den ganzen Tag Stubenarrest zudiktirt. Selbe waren von Kärnten her über Niederdorf gekommen, ein paar Tage später kam Erzherzog Franz Karl, deren Vater, nach. Aus diesem Anlasse rückte im letztgenannten Dorfe die Schützenkompanie unter dem Hauptmann Karl von Kurz zur Parade aus; er war in schwarzem Frack, weißen Beinkleidern und „Krapfenhut“; die Schützen in roten Joppen und gelbgrünen, breitkrämpigen Hüten. Veteranen von anno neun befanden sich genug dabei, darunter der Hoffstatterbauer namens Vercher von Außerprags, der seinerzeit die Berg-Isel-Schlacht mitgemacht hatte.





Frz. v. Defregger, Speckbacher und sein Sohn Anderl (1809)

Mit Genehmigung der Defreggerschen Erben und des Kunstverlages
Franz Hanfstaengl, München.



Nochmals ins Pustertal.

Mittlerweile traf es sich, daß der Witwe Hausbacher für eine uneinbringliche Schuld das Bräuhaus an der KiENZ bei Toblach zufiel. Was nun machen? Sie selbst konnte unmöglich hin; der älteste Sohn war Priester (starb im Jahre 1861 als Pfarrer in Filzmoos), der zweite (Josef) war beim Militär, der jüngste in der Theologie (starb als Bürgerspitalspfarrer in Salzburg 1889), die Töchter, bis auf Emma, verheiratet. So blieb nichts übrig, als die jetzt Zwanzigjährige mit der schweren Aufgabe zu betrauen, einem Hauswesen mit Knechten, Mägden und beträchtlichem Viehstand vorzustehen und eine Brauerei mit ausgedehnter Kundschaft zu leiten.

Der Abschied von daheim war kein leichter; die Entfernung zwischen beiden Tälern war immerhin eine beträchtliche und damals gab es nichts, als die langsame Postkutsche. Mit vielen guten Lehren wurde die Tochter vom Hause entlassen.

Die bildhübsche Unterinntalerin verdrehte bald der männlichen Jugend von Toblach und Niederdorf den Kopf. Jedoch die Mutter hatte ihr eingeschärft: „Lachen darfst du nie!“ Emma hielt sich daran und hatte für die jungen und alten Hofmacher nur die einer Wirtin ihren Gästen gegenüber zustehende kalte Höflichkeit. Es war nur einer, dem sie zulächelte — des Postmeisters von Niederdorf zweitem Sohne Josef Hellenstainer. Und seit ihr derselbe eines Tages aus Heiden (Ampezzo) ein paar schöne Ohrgehänge mitgebracht hatte und selbe huldvoll angenommen wurden, war Emma seine erklärte Herzenskönigin. Er

stammte aus hochangesehener Familie, war ein schöner Mann von herzgewinnender Freundlichkeit, ein tüchtiger Landwirt und der beste Pferdekennner weit und breit; kein Wunder, daß er der Frau Hausbacher ein willkommener Schwiegersohn war. Zu jener Zeit kamen oft hohe Herrschaften durch Niederdorf und nahmen Extrapost. Da schwang sich dann unser Postmeistersohn in Galauniform auf den Bock und die alte Weise des Posthorns klang schmeichelnd durch die Lüfte. Bei einer solchen Gelegenheit hatte er einmal mit unnachahmlicher Geschicklichkeit den Biererzug eines Erzherzogs durch das nicht sehr weite Tor des Sternasthofes in Bruneck gelenkt, so daß der von dieser Glanzleistung ganz entzückte Prinz den schmucken Postillon für sich gewinnen wollte.

Aber Josef wußte Besseres.

Nach kurzem Brautstand hielt man in St. Johann Hochzeit und Emma Hellenstainer kehrte voll des jungen Glückes mit ihrem Josef „in die Kieng“ zurück.



Das Brauhaus wird verkauft.

Die Brüder des alten Postmeisters, die Jungesellen Thomas und Sepp, waren Besitzer des Wirtshauses am Hauptplatze in Niederdorf gewesen — vor uralter Zeit das Jagdhaus der Grafen Görz, später Tronersche Wirtsbehausung — nun hieß es zum Schwarzadler.

Thomas, Taufpate unseres Josef, hatte vor dem Tode im Einverständnisse mit dem Bruder den ganzen Besitz mit Feld und Wald testamentarisch dem Neffen Josef verschrieben. So beschloßen die jungen Eheleute mit Zustimmung der Mutter das Bräuhaus zu verkaufen und nach Niederdorf zu ziehen; es fand sich ein zahlkräftiger Käufer im Bräuer Lenz, der Handel wurde geschlossen und so kam Emma in jenes Haus, in dem sich der größte Teil ihres Lebens abspielte.

Der alte Postmeister hatte nun alle seine Kinder gut versorgt; der älteste Sohn hatte den Postgasthof und übte das Postmeisteramt aus, Josef war Schwarzadlerwirt, Johann hatte einen guten Kaufladen in bester Lage, Alois war Weiherbadbesitzer, und der jüngste, Leopold, bereitete sich zum Priesterstand vor.

Die fünf Töchter, obwohl hübsch und wohlhabend, verheirateten sich nicht.

Niederdorf war ein Ort nicht ohne Bedeutung. Im Jahre 1833 wurde statt des bisher bestandenen Saumweges die prächtige Ampezzaner Straße vom lombardischen Generalunternehmer Tallachini dem Verkehr übergeben. Diese Straße wurde zur unmittelbaren Verbindung des

Freihafens von Venedig mit Deutschland angelegt. War früher die Entfernung von Innsbruck nach Venezia über Verona 62 deutsche Meilen, so betrug dieselbe auf der neuen Kunststraße über Toblach (das einsame Postwirthshaus Höhlenstein war schon damals eine der besten Gaststätten auf der ganzen Strecke), Ampezzo, Perarolo, Longarone, Seravalle nur 48 $\frac{1}{2}$ Meilen. Dadurch rückte Niederdorf zu einem Mautamt 1. Klasse vor.

Der große Platz neben der Reichsstraße in der Mitte der Ortschaft bildete den Stapelplatz, daneben war die Dogana für Transitgüter. Da gab es Waren aller Art: Carobbe und Feigenfässer, Baumwollballen, Ölfässer, Kaffeesäcke, Limoni-, Pomeranzen- und Dattelpfisten, Säcke mit Reis, mit Weinbeerln, Zibeben, Stockfischscheite in Bündeln, Brasilholz, Kupfervitriol aus der Boite, welches sich dort an eigens angebrachten Fäden und Latten antrifftallifizierte und so in den Handel gebracht wurde. Transportgüter aller Art aus Triest wurden hier zollämtlich behandelt und weiter nach Innsbruck verfrachtet, um von dort aus ihren Weg in ferne Gegenden zu nehmen.

Das war etwas für die Dorjjungen auf diesem Plage; die Aufleger rissen mit ihren Hacken häufig unversehens ein Loch in die Säcke, aus denen dann der süße Inhalt, Weinbeerln und Zibeben, quollen, oder hatten dadurch die Bockshörndln sichtbar und zugänglich gemacht. Da wurde manche Kappe verftohlen gefüllt. Niederdorf war ein Stapelplatz, wie sich außer Innsbruck keiner auf der ganzen Strecke befand; es brauchte Beamte, Zolleinnehmer, Kontrolleure usw. In den fünfziger Jahren war ein Franzose Pouché Obereinnehmer.



Spediteure, Wirte, Fuhrleute, Schmiede und Rädermacher hatten glänzende Zeiten. Die Aufleger konnten den ihnen von den Fuhrleuten gestifteten Wein gar nicht bewältigen. Der Mäßigkeit schien sich niemand beflissen zu haben.

* *
*

In die Kindheitsjahre der Frau Emma fällt die Ära der kunstvollsten Straßenbauten im Lande, Konstruktionen, die an Großartigkeit selbst von denen der Römer nicht übertroffen wurden, die oben erwähnte Ampezzaner Straße, jene über den Finstermünzpaß, dem Splügen, und vor allen die Stillferjochstraße, welche aus dem Vinschgau in das Bellintal über die höchsten Alpen des Landes bis zu einer Höhe von nahezu 3000 Metern nach Mailand führt.

Schon Napoleon I. hatte den Plan gefaßt, diese Straße auszuführen, wollte dabei jedoch das Wormser Joch, wie es früher hieß, umgehen und sie von Spondalunga über Monte Broglio ins Münstertal leiten; wäre zweckmäßiger und leichter gewesen, wunderbarer sicher nicht.

Kein anderer Alpenpaß, weder der Gotthard, Mont Cenis, noch der Simplon erheben sich zu solcher Höhe, bei keinem waren die Schwierigkeiten so ungeheuer, zeigt sich

solche Kühnheit in der Anlage, in Vollendung und Ausführung, wie bei dieser höchsten Fahrstraße von Europa.

Wie großartig erhebt sich selbe hinter Trafoi, wo man ganze Strecken wieder zurückfährt, um die Höhe zu gewinnen. Oft schlingt sich der Weg in ungezählten Windungen übereinander, überall sorgfältig ausgemauert und gestützt, die zuletzt in einer halbrunden Brustwehr in schwindelnder Höhe enden! Man staunt freudig, man atmet auf, wenn man hinaufblickt — und doch ist es noch nicht das Ziel; höhere, unwirtbare, mit Eis und Schnee gekrönte Felsen versperren den Hintergrund, auch sie müssen überwunden werden. Im vorigen Jahrhundert strebten da noch Riesentannen, an die Wälder Vitauens und Polens gemahnend, aus dem Abgrunde hervor. Diese Baumgiganten hielten an der Grenze der Vegetation die getreue Wacht; nachher trifft man nur mehr Gestrüpp und Knieholz; dann beginnt der Granit zu sprossen aus uraltem Eis und Schnee, welche seit Tausenden von Jahren kein Sonnenstrahl schmolz. Und endlich türmt sich das Joch in furchtbarer Erhabenheit vor dem Reisenden auf. Welch ein Anblick! An der steilen Felswand sucht das Auge vergeblich die Stelle, wo der Fuß haften könnte, und da hängt die Straße im Zickzack schwebend! Und wagt man in die Tiefe zu schauen! Beim schnellen Umbiegen, indem man eine neue Wendung aufwärts fährt, ist dieser Blick in den Abgrund, an dessen schroffen Rand man knapp dahinfährt, schaudererregend! Jedoch die heitere Gesellschaft im eleganten Auto lacht und scherzt und — vertraut der Straße, ja denkt daran oder vielmehr denkt nicht daran, wie einstens vor hundert Jahren einsame Wanderer ängst-

lich und mühsam emporgeklommen sind, wie kunstfönnige italienische Ingenieure dort unter beständiger Lebensgefahr ihre Messungen vornahmen und Tausende von Arbeitern, an Stricken hängend oder auf schwankenden Brettern über bodenlosen Abgründen schwebend, den Riesenbau vollendeten. Die Zivilingenieure, welche die Straße konstruieren, hießen Noli und Paoli unter der Leitung des Oberingenieurs Tallachini, die Aufsicht über das Ganze hatte Lambertenghi und der Entwurf stammte vom genialen Donegani, der es wohl verdiente, dafür von Kaiser Franz I. in den Adelsstand erhoben zu werden.

Der Postdirektor von Innsbruck, der Postmeister von Mals und ein Offizier waren die Ersten, welche mit der Post die neue Straße bereisten. Nie zuvor war in Bormio, der Endstation, ein Posthorn erklingen. Der Postillon mußte von einem Ende der Stadt zum andern das Posthorn blasen. Die Leute stürzten aus den Häusern, die fröhliche Neuerung anzustaunen, welche ihr abgeschlossenes Tal mit der übrigen Welt in Verbindung brachte.

Nach dieser Abschweifung kehren wir wieder ins Buserthal zurück.





Auf der Straße.

Was jetzt die Eisenbahn verfrachtet, mußte früher vom Spediteur und Fuhrmann per Achse bewältigt werden. Die Fuhrleute! — Es war eine stolze Gilde, die sich ihrer Wichtigkeit bewußt war. Hinter dem Wirtshaustisch, beim „Fuhrmann-Mahlele“, mit der obligaten halben Maß Wein, hat sie wohl manch einer beneidet. Jedoch ihr Beruf stellte zuzeiten nicht geringe Anforderungen an Intelligenz, persönlichen Mut und Ausdauer. Bei allem Unwetter, bei Hitze und Kälte stapfte der Brave in seinem blauen Kittel neben den Pferden; es durfte nichts übersehen, nichts vergessen werden, er mußte vorausdenken, vorausberechnen. Es war kein Kinderspiel, wenn ein Pferd erlahmte oder die Achse brach, menschliche Hilfe aber fern und er nur auf sich selbst angewiesen war — es stand ja oft ein Vermögen auf dem Spiele; und die Fahrt ging manchmal weit, nicht nur bis Innsbruck, Hall oder Bozen. Harasser Michl war mit seinem Fuhrwagen nach Straßburg und nach Köln gekommen. Daß es ohne Wettern und Fluchen nicht allemal abging, läßt sich denken. — Da wandte sich einmal ein armer Kapuziner an einen solchen „Höll' und

Teufel“ herbeirufenden Fuhrmann, dessen Pferde nicht anziehen wollten, mit den Worten: „Nicht so, guter Freund, probier' lieber, indem du sagst, In Gottes Namen!“ Da reichte ihm unser Seppi die Peitsche mit den Worten: „Sie haben Recht! Versuchen Sie einmal!“ Aber die Pferde gaben nichts auf alles schöne Zureden des Gottesmannes. So bekam der Fuhrmann die Peitsche zurück mit dem Zugeständnis: „Red' du nur wieder mit deinen Köffern, wie du willst“. — Wenn so ein Großer von dieser Zunft, z. B. der „Stern“ von Schabs, oder der „Forcher“ von Sillian, der „Blowen Hansel“ von Vienz, angefahren kam, wie stürzte da der Hausknecht dienstbeflissen herbei; als besondere Auszeichnung für den Fuhrmann half ja sogar die Kellnerin ausspannen!



Die k. k. Post.

Der Personenverkehr wickelte sich auf der Post ab. Der Eilwagen hatte außer Brief- und Paketpost die Fahrgäste von Niederdorf aus nach den Stationen Sillian, Höhlenstein und Brunek zu befördern.

Der Kondukteur fuhr von Klagenfurt, Belluno, Innsbruck aus mit. Toblach, als abseits der Hauptstraße liegend, kam nicht in Betracht, eben so wenig Welsberg und Innichen. Es gab damals kein „Neu-Toblach“. Bis zum Jahre 1871 war weitem kein Haus, nichts, gar nichts befand sich dort, als auf hölzernem Pfahl die Tafel mit der

Aufschrift: „Weg nach Wälschland“. Der Gilwagen hatte nur vier Sitze, und wenn der begleitende Kondukteur auf seinen ihm gebührenden Sitz im Innern des Wagens bestand, nur drei. (Allerdings gab es auch Beiwägen.) Daher wurde es mit Freuden begrüßt, als Josef Hellenstainer im Jahre 1852 eine Stellwagenfahrt zwischen Lienz und Brigen errichtete. So ein Wagen faßte viel Fahrgäste und der Preis war billig; man zahlte von Niederdorf nach Brigen pro Person einen Gulden 40 Kreuzer Konventionsmünze. Der Stellwagen war eine Einrichtung für Geschäftsleute und Bauern; die Vornehmeren benützten den Gilwagen und logierten daher auch meistens im Postgasthaus; da war man auch auf höhere Besuche eingerichtet, da gab es sogar „eine“ richtige Kopfharmatratze, aber nur eine; diese wanderte von Zimmer zu Zimmer (in den ersten Dezennien des vorigen Jahrhunderts), je nachdem es die Menschenkenntnis der alten Postmeisterin für angemessen fand. — Gehen wir noch einige Dezennien zurück, so finden wir Herrn Johann von Reinhard zu Thurnfels J. L. M., Berordneten des Herren- und Ritterstandes, Landmilizhauptmann (gest. zu Niederdorf 8. April 1803) als Postmeister (das Wirtshaus war nicht mit der Post vereinigt, es befand sich damals am westlichen Ende der Ortschaft, heute heißt diese Gaststätte Bahnhof). — Eines Tages kam ein schmucker Kavaliere, seinem Gefolge voraus-eilend, durchs Dorf. Der junge Herr trat in das Posthaus ein; der Bratenduft wies ihm den Weg zur Küche, er verlangte eine Suppe, welche ihm die dralle Küchenfee aus der für ihre Herrschaft, die Postmeistersleute, hergerichteten Schüssel herauschöpft, dazu bekommt er den in ihrem

Nieder steckenden Holzlöffel säuberlich an ihrer weißen Schürze abgewischt. Da leucht der Postmeister heran: „Frau, Frau! An Silberlöffel, es ist der Kaiser!“ — Aber zu spät! Josef II. war mit der Suppe fertig, mutwillig packt dieser die junge, feste Köchin unter den Armen, hebt sie hoch, wirbelt mit ihr herum, setzt sie wieder zu Boden und fort war er, dessen Pferd nachgeeilte Lakaien an der Haustüre bereithielten. So geschehen im Jahre 1769. Die glückliche Köchin fand im geleerten Suppenteller zwei Dufaten.

Wenn man zu schüchtern ist.

Nun war Emma eine Niederdorferin, sie war in ihrem neuen Kreise sehr beliebt, fand sich auch gut darin zurecht, aber ganz im hintersten Winkel ihres Herzens lebte eine Sehnsucht nach ihren Unterinntalern. Und beinahe wäre es dazu gekommen, daß sie eine Schwägerin aus ihrer früheren Heimat bekommen hätte. Damit verhielt es sich folgendermaßen: Zu der Vermählung in St. Johann hatte Josef als Beistand seinen Bruder Johann mitgenommen, Brautjungfer war die Hinterbräutochter aus Rißbüchel, Anna Falkensteiner, Emmas innigste Freundin. Die lebhafteste, mutwillige, schwarzäugige Nanni hatte es dem armen Johann angetan, trotz oder vielleicht gerade um des Gegenfahes willen; er war ein stiller, schüchterner, frommer Mann, der schönste unter seinen Brüdern. Der Schwägerin Emma hatte er seinen Herzenszustand verraten und sie fand bald heraus, daß dies Wohlgefallen ein gegenseitiges war. „Also Mut, zaghafter Schwager,

erkläre dich, es kann nicht fehlen!“ Doch diesen Mut brachte er nicht auf! Zurückgekehrt in das Heimatdorf ging der Arme wie im Traume umher, Herz und Gedanken waren in Ritzbühel! Nach einer langen Unterredung mit Emma und von ihr ermuntert, machte er sich noch einmal auf den Weg nach Nordtirol, nahm seinen Freund Tassenbacher mit, von dessen Erfahrung (er war als Buchbindergefelte nach Wien gekommen, natürlich zu Fuß), von dessen Redegewandtheit er sich viel versprach; — Annas Schwarzaugen leuchteten, als sie die beiden ankommen sah; sie wußte ja, daß Amors Pfeile getroffen hatten; die Eltern der Nanni nahmen ihn freundlich auf, gaben es ihm in den Mund, sich zu erklären, aber — er brachte es nicht heraus, und sein Freund Tassenbacher, der Weltgewandte, versagte gänzlich. Unverrichteter Sache kamen sie zurück. Emma lachte sie nicht wenig aus. Wochen, Monate verstrichen. „Nein, Emma, mir läßt es keine Ruhe, schreibe doch deiner Freundin, wie es um mich steht, trage ihr meine Hand an!“ Es war zu spät. Anna Falkensteiner war schon versprochen, wurde Frau Sieberer, Muracherbräuin in Ruffstein, eine tüchtige Wirtin und glückliche Familienmutter. Dem Johann aber wurde eine Frau gesucht und gefunden. Doch war es kein Haupttreffer. Obwohl aus ärmlichen Verhältnissen kommend, erwies sich selbe als Frau, faul, verwöhnt, als nachlässige Gattin und Mutter, der Wohlstand verfiel, die Kinder mißrieten, bis auf die älteste, nach dem Vater geartete Tochter Marie, welche aber trotz alles Fleißes den Untergang nicht aufhalten konnte. Frau Emma hatte den armen Schwager wenigstens bis zuletzt vor dem Hunger bewahrt.



Die Schwiegermutter.

Die alten Postmeistersleute zogen sich nun in das zum Teil ihnen gehörige „Lieutenant“-Haus, dem Schwarzadler gegenüber, zurück. Dasselbe war ehemals das Gerichtshaus der Grafen Görz; dort befand sich im Parterre und im ersten Stock je ein Zimmer mit kunstvoll geschnitzter Decke aus dem 15. Jahrhundert. (heute nur mehr das im ersten Stock vorhanden).

Ein altes Gemälde ziert die Fassade. Diese Fresken, einen Ritter und die Inschrift: Glück ist mein Beding, wenn viel ich gen Hofe bring, sowie die Wappen der Grafen von Görz und der Strigl darstellend, wurden seinerzeit von einem „Maurer“ ausgebessert und neu hergestellt. Bekanntlich sollen Leute von dieser Zunft nicht am besten zum Restaurieren von Gemälden geeignet sein.

Die Schwiegermutter Maria, eine gebürtige Amhof, vom Keilwirthshause in Gsies, hatte ihrem Manne, dem Postmeister, ein schönes Vermögen zugebracht (geb. 1785 am 8. Februar, gest. 1849 am 15. März).

Oft und gerne erzählte Frau Emma von ihrer gütigen und klugen Schwiegermutter. Als ihr zweiter Sohn Josef,



von dem unsere Geschichte handelt, als neugeborenes Kind neben der Mutter Bett in der Wiege schlummerte, hieß es plötzlich: Die Franzosen kommen! Man kann sich denken, wie bei diesem Schreckensruf alles in wilde Flucht gejagt wurde. Bald darauf hörte die arme Wöchnerin sporrenklirrende Krieger die Treppe heraufstürmen, die Türe fliegt auf — hereinstürzen bärtige, rauhe Soldaten. Das Herz droht der Frau stillezustehen, als einer der Franzosen sich über die Wiege beugt. Er hebt nur den Schleier behutsam zur Seite, blickt das Kindlein an, lächelt der jungen Mutter gutmütig zu — und fort ist die ganze Kotte. Aber bald nachher mußte dieselbe Frau erleben, daß ihr Lieblingsbruder Nikolaus Amhof, Keilwirt, und wie damals die meisten Wirte im Pustertal, war auch er Schützenkommandant, gefangengenommen und von General Broussier, dem Grausamen, als „Rebellenführer“ zum Tode verurteilt wurde. Um einem Fluchtversuche Amhofs zuvorzukommen, wurde sein Schwager, der Post-Franz, bis nach vollzogener Exekution in Gewahrsam gehalten. Von den Kugeln der Franzosen niedergestreckt, blieb der Freiheitsheld, neben ihm der vom gleichen Schicksale betroffene Tagger Hansl, ein ausgezeichnet

edler Mann, durch drei Tage als warnendes Beispiel auf hohem Galgen ausgestellt, wobei Niederdorfer Bürger Wache stehen mußten!

Für die zitternden Bewohner ein grauenerregendes Beispiel. Blutige Eiszapfen hingen an den Leichen. Dies erzählt mir eine Augenzeugin, Frau Stragenegg. Da der erst zwanzigjährige Nißl sich kurze Zeit vorher verheiratet hatte, war die Trauer um so größer. In der Fensterscheibe des Zimmers Nr. 10 war von seiner Schwester mit ihrem Diamantring der Name des Opfers und das Datum der Hinrichtung eingeschnitten.



Frau Emma und die Millykerzen.

Unsere junge Frau hatte während ihres Aufenthaltes bei den „Drei Allierten“ in Salzburg genug von den Ansprüchen, die an ein gutes Gasthaus gestellt werden, kennen gelernt, um nicht die Mängel ihres jetzigen Kreises sofort zu entdecken. So versuchte sie in der ersten Zeit ihrer Verheiratung kleine Verbesserungen. Da saßen im „Herrenzimmer“ allabendlich Oberschützenmeister und Spediteur Josef Mayr, die k. k. Förster Ritsch und Göz, Schulmeister Kramer, der alte und der junge Tagger (also Sohn und Enkel von jenem Tagger Hansl, Opfer des Aufstandes von anno neun). Ferner der italienische Holzhändler Alois Roma, Maler Karl Haas, Finanzwach-Oberaufseher Hildebrand, Dorfbarbier Mair und andere Bürger beim Wein.

Von der Decke des Zimmers hing ein Öllämpchen mit grünem Schirm, welches nur spärliche Helle verbreitete. Nun stellte die neue Wirtin zwei Millykerzen auf den Tisch; Millykerzen, denen man außer dem schönen Licht noch bewundernd nachrühmte, daß man für sie keine Puzschere brauchte! Daneben stand dann ein Glas mit „Fidibus“ (Holzspäne), die Pfeifen anzuzünden. Manch einer, der mit der Köchin ein wenig „anbandeln“ wollte, schlich sich zu diesem Zweck in die Küche, um angeblich die Pfeife oder den Glimmstengel beim Herdfeuer in Brand zu setzen; zur Beleuchtung der Küche flackerten neben dem Herde auf mannshohem, eisernem Leuchter — ohne Ruß und Rauch — einige Späne wohlriechenden Kienholzes als bescheidene Vorläufer von Petroleum-, Gas- und elektrischer Lampe. Also nun strahlten die Millykerzen auf dem Tisch. Aber die alte Frau Mutter von gegenüber hatte gleich bemerkt, daß „drüben etwas Besonderes vorgehe“ und sie kam in Galopp daher: „Emma, Emma, das geht doch über alle Grenzen; — bei dieser Verschwendung werdet Ihr nicht lange auf dem Schwarzadler sein!“ — Frau Emma ließ sich belehren, und der häusliche Friede ging wegen der Kerzen nicht in Brüche. Aber ein anderes Mal kam sie aufgeregt und weinend zur alten Frau: Die Kuhdirn hatte einen Haufen voll Wein im Keller gestohlen und im Stroh versteckt. Die Schwiegermutter sprach: „O mei', Emma, das ist erst vor der Tür, was wirst du erleben, wenn einmal die Tür aufgeht?“





Das Görzische Wappen am Leutnantshause





Das erste Töchterchen.

Frene hochbeladenen Fuhrwagen, von denen die Rede war, brachten nicht nur Baumwollballen und Bockshörndlsässer, einmal luden die Aufleger einen Holzverschlag ab. „Herr Josef, das ist an Ihre Adresse“. Was mag da enthalten sein? Man schälte aus der sorgfältigen Verpackung heraus — eine schöne politierte Wiege aus Nußbaumholz, von der Mutter in Sanct Johann gesandt; und selbe kam nicht umsonst und nicht zu früh. Bald schaukelte man darin ein ganz kleines Exemplar der Hellenstainer, Emma die II., geboren am 6. April 1844; dann folgte ein Mariechen, eine Josefine, eine Leopoldine in den Jahrgängen 1845, 1847 und 1850.

Man berief eine Organistentochter aus Taißen als Kindsmagd. Kreszenz Torggler; sie war schön, jung, fromm, geduldig; sie wäre ein treffliches Vorbild für die kleinen Mädchen gewesen, hätte sie der liebe Gott nicht zu früh abberufen. Es gab viel Arbeit für Mutter und Zenzi. Doch dem Schwarzadler gegenüber wohnte eine alte Witwe, Frau Stragenegg. Diese hatte die Wohnung als Ausgeding und das Nötige zum Leben mußte sie sich

mit Nähen verdienen. Sobald die Hellenstainerkinder laufen konnten, war ihr liebster Gang zur „alten Strageneggin“. Die wußte so schöne Geschichten, machte aus Stoffrestchen allerliebste Puppenkleider, man durfte bei ihr lärmen und tollern; war man müde, so gab's beim Ofen das hölzerne Kanapee.

Frau Emma und Zenzi waren entlastet.



Niederdorf wird Fremdenturort.

Nach und nach wirkte die fleißige, geschickte Hand Emmas Wunder und der Ruf des Hauses stieg. Da kam eines Tages vom Bad Maistatt herunter ein Dr. v. Bilas. Er klagte der Wirtin vom Schwarzadler: Der Aufenthalt in Maistatt ist ja wunderschön, das Heilwasser vortrefflich, die Küche an und für sich tadellos, aber man muß an der allgemeinen Tafel essen, und ich kann das nicht, ich bin ja magenkrank; — Frau Emma wußte Rat. Dr. Bilas logierte sich bei ihr ein, das Maistatter Magenwasser ließ sie für ihn holen, und merkwürdigerweise, alles, was sie ihm vorsezte, was sie für ihn kochen ließ, schmeckte ihm und vertrug er. Kurz und gut, sie wußte den kränkenden, verdrießlichen Mann so zu behandeln, daß er im Herbst neugekräftigt, mit neuer Lebensfreude erfüllt, den Ort verließ, nicht ohne zuvor seiner Pflegerin beteuert zu haben, er werde ihr nie vergessen, was sie an ihm getan habe. Und er hielt Wort; überall machte er Propaganda für Niederdorf, dessen Ruf als ausgezeichnete

Sommerfrische von da an fest begründet war. — Mit der Stellwagenfahrt, wurde gutes Geschäft gemacht, ein sechsspänniges Fuhrwerk verfrachtete Waren, lieferte als Rückladung Salz von Hall. Alle Jahre brachte Josef schöne Pferde aus Kärnten, theils zum Verkauf, theils zum eigenen Bedarf. Von der fürstbischöflichen Mensa in Brigen erwarb er den idyllischen, fischreichen Pragser See und kaufte im Pragfertale den schön gelegenen Schacherhof mit Waldung.

Eine wohleingerichtete Schmiede (eine Hauptsache bei dem vielen Fuhrwerk) gehörte zum Schwarzadler. Da stand ein stämmiger Schmied vor dem Feuer, holte das glühende Eisen heraus, zwei derbe Gesellen klopfen nun darauf los, der große Schmiedhammer gab auf dem Amboß seinen Takt dazu, und Josef verstand alles und überseh alles; Arbeit gab's genug. In der Nähe war Frau Emmas Garten — eine Art Insel zwischen der lustig einherraushenden Kieng und dem Bierkanal. Kein Hofgärtner hätte es der Frau Emma gleich tun können in der Gartenpflege. Sie duldete kein Unkraut, die Wege waren sehr sauber gehalten, nirgends die Rosen und Levkojen so leuchtend und duftend, der Salat so zart, wie bei ihr. Von den Gärten in Neustift, dem fürstbischöfl. Hofgarten in Brigen brachte ihr der Stellwagen die Seklinge, und man traf bei Frau Emma die seltensten Exemplare von Kalzeolarien, Verbänen und Fuch sien. Und wie — sagt mir — fand sie Zeit, dies alles, ohne Gärtner, nur mit dem Hausknecht Wastl und den Kochenlernerinnen zu besorgen? Sie war eben eine wunderbare Frau!



Noch einmal Frau Stragenegg und die Franzosenzeiten.

Eines Tages, als die Kleineren schliefen, spielte die älteste, Emma, mit der gleichaltrigen Zolleinnehmerstochter Amalia Apperger in der Strageneggstube; man haschte sich, es ging herum wie der Wirbelwind. Amalia sprang auf einen Stuhl, von dem auf den Fenstertisch — Emma immer hinter ihr her. Die Verfolgte springt aufs offene Fenster — und hinaus — hinunter! Furchtbarer Schreck! Emmchen, die nach wollte, konnte die Frau noch am Rockzipfel erwischen. Aber dem Kinde hatte der Sprung aus dem ersten Stocke nichts geschadet; gesund und unverletzt stand es wieder auf. Frau Stragenegg erzählte, Jahre hindurch sei sie in der Nacht vom Schlafe aufgeschreckt und sah Amalia hinausfliegen. — Die alte Frau wußte um die „Franzosenzeiten“ schon vom Jahre 1805 an, denn „sie ging mit der Jahrzahl“ (1800 geboren). Erzählte, wie die durchziehenden Franzosen, die im Elternhause einquartiert waren, einmal die Speisefolge für sich und die Kameraden bei ihnen auf folgende

Weise bestimmten: Suppe, Milchmuzz, Knöpfle und genuck! (Mag wohl ein Elsäffer gewesen sein.) Wie sie einmal vom heißen Marsch ganz vertrocknet und verdurstend ankamen und sich in der Stube auf die Milch stürzten, die am Fensterbrett aufgestellt war. Frau Kleinist wehrte heftig ab; sie hätte ihnen selbe ja gerne vergönnt, aber es war die erste gelbe Milch von der Kälberkuh, Bienst genannt, roh ungeeignet zum Genuß, ungesund, Magenbeschwerden verursachend. So suchte sie aus ihrem italienischen und ladinischen Sprachschatz die Worte heraus. No, no, grande pancia, malada, und sie wurde verstanden, sie ließen ab, sonst hätten sie vielleicht an eine absichtliche Vergiftung geglaubt, und was für Folgen hätte das nicht gehabt? Die Soldaten seien abends in Schlafsäcke gekrochen, ehe sie sich auf ihr Lager begaben. Die regulären Truppen waren insoweit anständig, erzählte sie, nur kam hie und da ein Nachtrab von wüsten, betrunkenen Gesellen, ein Schrecken für das Dorf; sie drangen in die Häuser, in die Keller, sofften den Wein aus und ließen ihn ausrinnen. Einmal mußte ihnen Frau Kleinist Küchel backen, ein Soldat stand dabei und gab unausgesezt noch Schmalz in die Pfanne, wo die Küchel schwammen; Widerspruch war vergebens, so nahm die Frau ruhig immer wieder auf der anderen Seite die Schmalzbrocken heraus. Sonst wäre das heiße Schmalz übergelaufen und alles in Brand geraten. — Eines Tages marschierten Truppen vorbei mit einem jungen Offizier an der Spitze; nun sollte für den eine Chaise beige stellt werden; keines der Fuhrwerke, die zu haben waren, paßten ihm; da riß dem Marschkommissär Johann Georg Brey die Geduld; der Mann, ein Hertules

an Statur und Kraft, packte das Herrchen, hob den Zapfelnden in den Wagen, der Kutscher hieb auf das Pferd ein — Gottlob er war fort! Aber schon nach einer Stunde kam er mit der ganzen Truppe zurück. Und wäre der Prey nicht ins Futterhaus entkommen, wo er sich ganz oben am Gebälk anklammerte und in diesem Versteck aushielt, bis sie endlich wieder abzogen, wäre es ihm wahrscheinlich schlecht ergangen; die Wut des kleinen Leutnants war grenzenlos. Niederdorf hatte eine für jene Zeit ungeheure Summe als „Brandschätzung“ aufzubringen. Franz Hellenstainer war in der Lage, selbe auszuführen. Jedoch der Eggerberg mit seinen schönen Gehöften mußte ihnen freigegeben werden. Ganz rot schwärmte es über den Berg hinauf, erzählte als Augenzeugin Frau Stragenegg. Sie wußte auch die Leidensgeschichte vom Tagger Hansl, von dem sie uns ein Gedicht aufsagte, verfaßt von Pfarrer Obermüller (gest. 1818) unter dem Eindrucke dieser schmerzvollen Begebenheit, und der den Verurteilten auf den Tod vorbereitet hatte.

Menschenleben hatten in jenen Tagen keinen Wert. Obenerwähntem Pfarrer wurde die goldene Taschenuhr gestohlen. Der ertappte Dieb, ein französischer Soldat, wurde auf Befehl des Generals Brouffier sofort erschossen, obwohl der Pfarrer kniefällig um Pardon bettelte. Nach 1910 wurden die Bayern Herren eines Teiles des Landes. Mit verhaltenem Ingrimm mußten sich die Tiroler fügen.

Die neue Regierung nahm einschneidende Änderungen vor. Zum Beispiel, Kirchen, die der neuen Behörde überflüssig erschienen, wurden kurzerhand geschlossen. — Eines Tages kam ein Trupp bayrischer Soldaten nach Moos,



Das ist ein schönes Bauerngehöft nebst einer Kirche unweit des Dorfes; sie hatten die Weisung, vom Turm die Glocken abzunehmen. Der Moserbauer Bachmann erwartete sie am Bittertor mit der „Kliebhacke“, und — sie kehrten um. Mehr erklärte Frau Stragenegg nie bei Wiedergabe dieser Episode; man konnte sich seinen Teil denken. — Dann mußte sie den Kindern zum soundsovielten Male erzählen vom Kontrollorbübele, das auf dem Felde verbrannte. Das ging so zu: An einem schulfreien Tage vergnügten sich die Jungen unterhalb der Ortschaft mit Spielen; endlich dessen überdrüssig, fiel ihnen ein: Kartoffel braten! So schickte man den einen um Erdäpfel, jenen um Salz, das Kontrollorbübele sollte in einer Blechdose Feuer bringen, glühende Kohlen. Er kam zurück, die Kohlen im Röcklein, er brannte lichterloh. Die Kinder stoben auseinander, ein Bauer sprang herzu, legte den Kleinen in eine Ackerfurche und gab schnell Erde darüber, um das Feuer zu ersticken. Das kleine Männchen bettelte: „Nicht eingraben, ich bin noch nicht gestorben!“ Die Brandwunden waren aber schon derart, daß er am nächsten Tage unter großen Schmerzen sein Leben beendete; der Jammer zuhause war grenzenlos, obwohl noch ein halbes Duzend Kinder

und nicht viel zum Beißen da war. — Noch etwas Interessantes wußte sie von ihrer Vorgängerin, der früheren Bewohnerin des Quartiers, das aus der schönen Stube mit dem winzigen Schlafzimmerchen und dem stockfinstern Küchele, wo immer, um kochen zu können, die Lampe brennen mußte. Also, da wohnte früher eine „ausgejagte“ Klosterfrau, vermutlich aus einem beschaulichen Orden, welche Kaiser Josef der Zweite aufzuheben pflegte, die Nonnen aber nicht dem Elend preisgab, sondern ihnen eine Jahresrente aussetzte. Die hier in Rede Stehende konnte standesgemäß leben, täglich auf ihr Seidel Wein ins Wirtshaus gehen. Da sich damals die Niederdorfer Bürger nur Sonntags diesen Luxus erlauben konnten, so waren die Ex-Nonne gewöhnlich im Herrenstüberl mit dem alten, gelehrten Chirurgen Rugler die einzigen Gäste. Morgens humpelte sie mühsam auf dem Stock gestützt zur heiligen Messe, abends ins Wirtshaus ging sie flott, ohne Stock.

So war des Erzählens kein Ende und die Kinder hingen leuchtenden Auges an den Lippen der alten Näherin. Zwischen solchen wahren Begebenheiten kamen dann die Märchen: Reinhold, das Wunderkind, die Pate Nixe mit dem Bisamapfel, der sprechende Vogel, der singende Baum, das goldgelbe Wasser. Die vor längerer Zeit erzählten Geschichten kamen wohl gelegentlich wieder an die Reihe, aber wehe ihr, wenn sie da eine andere Redewendung gebraucht hätte als das erste Mal.

Es war kein geringes Opfer an Zeit, das die Gute mit dem fortwährenden Geschichtenerzählen brachte, hatte sie doch so viel zum Nähen urd mußte auch um die Aufträge

froh sein. — Wie es auch heute noch den Schneiderinnen geht, war es schon damals: Niemand wollte warten.

Einmal — nur einmal nahm sie (sonst ein Muster geraden Sinnes) zu einer kleinen List die Zuflucht.

Der Zelger Moidl ist ihr „Tschoppe“ auf Sonntag versprochen — selbe kommt auf das Haus zu und das fragliche Kleidungsstück ist noch nicht einmal zugeschnitten. Schnell bindet sich die Strageneggin den Kopf ein, als die Moidl schon zur Tür hereintritt: „Ja, was wär' denn das? Die Frau Stragenegger unpäßlich? Kein Wunder! Sie arbeitet sich noch zu Tod. Ich für meinen Teil will gerne noch bis nächste Woche warten!“ — Die Situation war gerettet!



Was Frau Emma vom Jahre „48“ erzählte.

In der Tafelrunde beim Schwarzadler war eine richtige Table d'hôte. Obenan Josef Hellenstainer, neben seiner Frau, das älteste Töchterchen (ebenfalls eine Emma), Spediteur Josef Manr, die k. k. Förster Götz und Ritsch, Schulmeister Kramer, Finanzwachobersaufseher Hildebrand, Forstleute Rudolf Arming; teils Junggesellen, teils Witwer ohne eigene Wirtschaft.

Man hat heute keinen Begriff, wie einfach, still und urgemütlich damals das Leben im Pustertale dahinschlich. Dreimal in der Woche brachte die Postkutsche Neues und Gesprächsstoff von draußen. Sonst bewegte sich die Unterhaltung um die Witterungsverhältnisse, Geburts- und Sterbefälle in bekannten Familien, Jägergeschichten, große Schneefälle usw. Abends vergrößerte sich der Gäste Kreis.

Da kam Alois Vidal, Besitzer der Feigenkaffee-Fabrik Vidal & Co. — von ihm 1836 gegründet —, der Gemeindevorsteher Josef Jäger vulgo Tagger, Grundbesitzer und Kaufmann, und dessen Sohn. Der alte Jäger kehrte im Gespräch stets den Bauern heraus; es hieß bei ihm immer; „wir Bauern“, er kleidete sich in Nationaltracht, wobei er jedoch einen gewissen Luxus und äußerste Sauberkeit entwickelte. Dann kamen abends zum Wein auch Beamte vom Zollamt, der Gemeindecarzt Dr. Kunater; selten fehlte Alois Roma, einer der sechs Brüder von der Firma Giovanni Fratelli Roma, die in Perarolo große Brettersägen und ausgedehnten Holzhandel besaßen. Alois Roma, ein rundwangiger, blauäugiger Mann von kurzer Statur, der das Deutsche fließend sprach, ein passionierter Scheibenschütze, und in der Lage, alle Freischützen im Lande zu besuchen; er war, weil bescheiden und gefällig, bei jung und alt beliebt; hatte auch wie die andern jungen Burschen die brennrote Nelke am Hut, von seinem Schatz, einer Niederdorferin stets pünktlich damit versorgt. Dann fehlte nicht an der abendlichen Tafelrunde der Dorfbarbier Johann Mair, der „Balwierer-Mair“, Flötenspieler am Chore, ein feuriger Patriot, Liebhaber eines guten Tropfens. Er mußte sich häufig an die Gutmütigkeit seiner Zechgenossen halten, obwohl er täglich und stündlich verdiente. Aber seine wirtschaftliche Frau forderte ihm den Gewinn ab für den Haushalt und die sechs Kinder. Es gelang ihm nicht leicht, etwas Taschengeld auf die Seite zu bringen; Nanni wußte ungefähr um seinen Erlös und suchte, während er schlief, die Taschen ab; — und das Versteckte wurde immer gefunden. Bis ihm eine gute Idee kam. — So ein Geranium-

stoch am Fenster ließ sich samt den Wurzeln aus dem Topfe herausheben, am Boden desselben wurde der Schatz deponiert und die Pflanze wieder hineingesenkt; das ging lange, — aber endlich, weil dieses Geranium nie zum Blühen kommen wollte, fand Nanni den Schlich heraus. In dieser Mairfamilie war es für den jeweiligen Senior erbliche Würde, am Charfsamstag die Osterkerze, als Pate derselben, mit weißen Glacéhandschuhen am Lauffstein zu halten, während der Pfarrer die herrlichen Gesänge anstimmte.

Eine Bemerkung: Der echte Tirolerwein ist des Menschen Freund und kein Verräter, wie Bier und Schnaps. Obwohl der gute Mair manchmal im Genuß keinen Boden hatte, wurde ihm der Rote nicht zum Verderben; er erreichte trotz manchen Erzeßes ein vorgerücktes und gesundes Alter.

Fremde Gäste gab es wohl selten damals im Schwarzadler. Handlungsreisende waren noch nicht gang und gäbe. Eine einzige Kaufmannsfirma in Hall sandte einen solchen aus. Die Herren der großen Holzhandelsgefellschaft aus Venedig, Lazzari & Malcolm, welche häufig im Pustertal zu tun hatten, logierten im Gasthof zur Post.

Eines Abends stürzte der sonst so gemessene alte Tagger ins Herrenzimmer beim Schwarzadler mit der Nachricht: Drunten, unter Ampezzo geht's los; — hier ist eine Aufforderung vom Landgericht, es müssen zur Grenzbewachung von Schluderbach und Kreuzjoch Scharfschützen-Kompagnien gebildet werden! Am 7. April seien schon anderswo verschiedene Kompagnien an bedrohte Grenzen geeilt. Feldmarschalleutnant Baron von Welden sagte in

seiner Proklamation unter anderm: „Es kann in Tirol eine größere Truppenmasse gegenwärtig nicht aufgestellt werden“. Zu deutsch: Tiroler, helft Euch selbst! Der vorlesende Lagger fügte hinzu! „Ich selber kann nicht mehr mit! Muß wohl auch da sein, für Euren Proviant zu sorgen! aber meinen Buab'n, meinige Leut' kriagt's mit“. „Und ich“, sagte Vidal, „kann auch nicht gehen, schicke aber zwei Leute von der Fabrik.“ „Und ich aber geh' selber!“ So Josef Mayr, nachmaliger Schwiegersohn der Frau Emma. „Auch ich!“ erklärte lächelnd der allzeit gelassene k. k. Förster Franz Ritsch. Fast drohend sprang jetzt der alte Schulmeister Michael Kramer in seiner ganzen hageren Länge von sechs Schuh auf und schlug auf den Tisch: „Meint Ihr vielleicht, ich bleibe daheim? Bin anno neun dem Speckbacher sein Leibtrompeter gewesen; — ich muß mit!“ Am folgenden Vormittag wurde die Einschreibung in die Kompagnielisten vorgenommen, die meisten waffenfähigen Männer wollten dabei sein, auch ein Gregor, Leopold Hellenstainer. Bezeichnend für den Geist jener Zeit kam alles spontan, ohne Zwang. Nicht nur in Niederdorf, überall in Ost und West, von Brigen bis Trient, selbst in den entlegensten Tälern entwickelte sich die Zurüstung zum Kampf. Eile tat not! Zu lange war den treuen Tirolern die kritische Lage verschwiegen worden; — die Pustertaler hatte man unter den Letzten avisiert (befanden sich doch, als die Wiener Studenten kamen, bereits 60 Kompagnien teils an den Grenzen, teils in Bewegung dorthin.) Am 23. April gings in Welsberg an die Wahl der Offiziere und Chargen, die sich nicht schwierig gestaltete. Landrichter von Fuß hielt eine Anrede an die „Mander

und Buab'n", die vom Herzen kam, und — vorgetragen in unverfälschtem Pustertaler Dialekt — auch zu Herzen ging. Der würdige Wahlreferent äußerte sich: Zum Hauptmann müßt Ihr einen allgemein als Ehrenmann bekannten, und Euer ganzes Vertrauen besitzenden Bürger wählen. Ich wüßte Euch keinen bessern vorzuschlagen, als den Gastwirt Johann Schmied, Prünster. Die Hüte flogen in die Höhe, minutenlanges Hoch! Hoch! unserm Hauptmann, dem Prünster Hans.

Als der Landrichter sich wieder Gehör verschaffen konnte, fuhr er fort: „Der Prünster war nie beim Militär, also müßt Ihr ihm einen Oberleutnant zur Seite geben, der gedient hat, um ihn im Kommandieren zu unterstützen; da schlag' ich vor den gewesenen Feldwebel Hermann Steinhardt, Steuerkontrollor! Diesmal war das Hochrufen erheblich kürzer und kühler, nicht wegen fraglicher Würdigkeit des Gewählten, nur der unangenehme Beigeschmack des kleinen Vorwortes zum „Kontrollor“ setzte der Begeisterung einen Dämpfer auf. Trotzdem nahm die Wahl in ungestörter Harmonie ihren Verlauf. Zu Unterleutnants wählte man den Stamenter Müller Franz Schwingshackl, eine Prachtgestalt, einen von der alten Garde, lieben Menschen und der berühmtesten Scheibenschützen einer; — ferner den Gratschwirt Franz Fink, gewesenen Oberjäger der Tiroler Kaiserjäger. Klugerweise wählte man meistens zu Chargen ausgediente Oberjäger vom vaterländischen Regiment; selbe besaßen eine gewisse Autorität, so wie man es gerne sah, daß sich die k. k. Förster in den Dienst der Sache stellten, die ja jeden Stock und Stein im Gebirge kannten; es fanden sich dazu bereit:

Herr von Schmuß aus Welsberg, Franz Ritsch, Förster in Niederdorf, Göz aus Sillian, Hlavaty vom Kreuzberg, Herr von Beyer aus Innichen, waren durchaus akademisch gebildete Männer und vorzügliche Sänger.

Aber halt! Wo blieb der Fahneneid? Den brauchte es nicht! In froher Stimmung kehrte man nach Niederdorf zurück. Nur ein Unzufriedener war darunter; der alte Schulmeister Michael Kramer. Man trug Bedenken, den bejahrten Mann, geboren 1776, bei noch immer rauher Jahreszeit den Strapazen des Lagerlebens in den Eisregionen der Dolomiten auszusetzen. Er wollte sich nicht zufrieden geben und brummte in den Bart hinein, den er ja gar nicht besaß. — Ein Schullehrer hatte glatt rasiert zu sein wie ein Geistlicher, wollte er seiner Würde nichts vergeben, außerdem kennzeichnete ein schwarzseidenes Halstuch, welches nur einen kleinen Rand vom Hemdtragen sehen ließ, und ein langer, dunkler Rock den Mann der Wissenschaft.

Der zum Feldkaplan ernannte Geistliche, Herr Peter Passenbacher (vorzüglicher Scheibenschütze), tröstete den mißmutigen Trompeter, daß ja auch er der Feldpater nicht beständig bei der Mannschaft bleiben könne, jedoch beim Ausmarsch würden sie beide mittun.



Der alte Kramer.

Keine Parte, keine Grabrede, weder Zeitungsnachruf, noch Andenkenbild widmeten dem alten Lehrer und seinen Verdiensten anerkennende Worte! Kein Denkmal aus Guß oder Marmor erinnert an ihn, der drei Generationen unterrichtet hatte. Fast ein Achtziger hielt er noch immer Schule, wurde nie pensioniert, hat auch nie darum angehalten, bis ihn der liebe Herrgott selber in die wohlverdiente Pension schickte. Wir lernten gut bei ihm. Wohl waren seine Schriftzeichen, die wir mit von ihm sorgfältig geschnittenen Federn nachzeichneten, vielfach recht altmodisch und sein Geographie-Unterricht etwas mangelhaft, in allen andern Fächern ging es schon vorwärts. — Er brachte es nie über sich, ein Kind zu schlagen; — war die Unbotmäßigkeit der Buben zu groß, so mußte sein Sohn Franz, Lehrer der 1. Klasse, mit Stock oder Rute einspringen; bei solchen Exekutionen sah man ihn weinend davonschleichen. — Er war Organist und Komponist und spielte fast alle Instrumente. Manch schönes Hochzeitslied, von ihm komponiert, wird heute noch gesungen; er hatte nicht viele Ruhepausen, denn gab's für den Lehrer Ferien, so war der Organist unabkömmlich. Er sank ins Grab — niemand spricht mehr von ihm. So sei dem edlen Manne in diesem Buche ein Denkmal gesetzt. Ehre seinem Andenken!

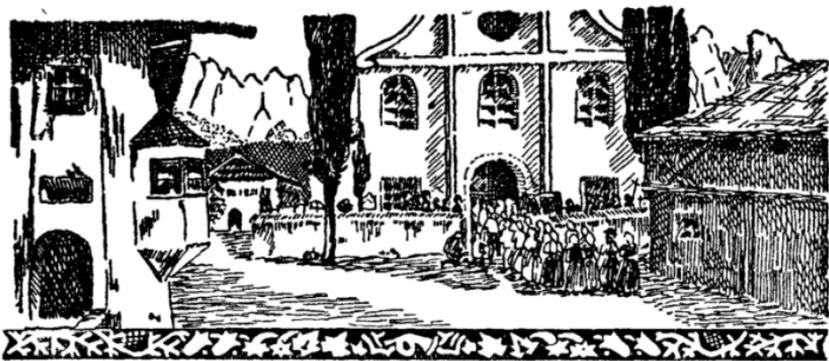


Vor dem Ausmarsch.

Nun entwickelte sich in Niederdorf ein reges Leben, indem man von Tag zu Tag die Ordre zum Ausmarsch erwartete. Jeder hatte mit seiner Ausrüstung zu tun. In allen Häusern umstanden Männer den Feuerherd und gossen die für den Feind bestimmten Kugeln. Die Weidtaschen wurden mit Berg und Kugelpflaster ausstaffiert. Am geschäftigsten ging's beim Büchsenmacher zu; es war ein beständiges Kommen und Gehen, um an Gewehren noch nötige Reparaturen zu veranlassen. Unter Frau Emmas Anweisung verfertigten Frauen Kokarden, diese wurden nebst zwei kleinen weiß-grünen Seidenbandfähnchen an den Hüten über der Spielhahnsfeder und Gernsbart befestigt. Man erwartete mit Ungeduld die von der Landeschutz-Deputation angeforderten Armeestutzen und Munition. Die Meisten waren ja mit der historischen Waffe der Tiroler, dem Scheibnstutzen, versehen, manche jedoch nur mit einem Jagdgewehr. Jene Leute, die weder Standschützen noch Wildjäger waren, teilte man den treffsicheren Scharfschützen zum Gewehrladen zu, damit gewiß kein Schuß unnötig verpufft werde.

Nach altem Herkommen zog zu jener Zeit auch der Offizier mit der Büchse vor den Feind. Die damals noch unverfälschte Landestracht bildete die Uniform. Vor dem Hellenstainerschen Wirtshause waren neben der Türe auf dem Steinpflaster zwei Fässer Schießpulver zum Einfüllen der Pulverhörner offen aufgestellt, wo diese eiligst gefüllt wurden.

Ein Bäuerlein drängte sich dazwischen zum Zuschauen, zog sein Pfeislein heraus und war eben im Begriff Feuer



zu schlagen, als ein Besonnener unter ihnen, die ungeheure Gefahr gewahrend, dasselbe beim Kragen packte und auf die Seite schleuderte. Nun stellte man einen Posten dazu auf. Hellenstainers Fuhrknecht war gerade mit seinem Fuhrwagen voll Salz aus Hall unterwegs. In Welsberg hörte er, was los sei und was zu versäumen er in Gefahr stand. Er kam mit seinen sechs Pferden in Galopp herauf, warf die Peitsche weg und reichte sich ein. — Welsberger und Niederdorfer bildeten eine Kompagnie von 135 Mann, unter denen sich auch drei namens Schacher befanden; einer von ihnen der vielgenannte Schacher Gorgele, geboren in dem jetzt der Familie Hellenstainer gehörigen Schacherhof in Prag. Derselbe wurde 1812 ins napoleonische Heer eingereiht, machte den Winterfeldzug nach Rußland mit, kam bis Moskau, hatte die Genugtuung, den gegen die Buxtertaler so grausamen General Broussier, ins Herz getroffen, vom Pferde stürzen zu sehen. Nach unsäglichen Leiden und Beschwerden beim Rückzug lehrte er dennoch mit seinem Bruder heil in die Heimat zurück. Nicht als „gebrochener Mann“! Nein, er hat noch nachher im Prager Wildseegebiet 600 Gamsen geschossen. — Die Niederdorfer begaben sich abwärts, um gemeinsam mit den Welsbergern auszurücken. Schulmeister Kramer,

in kurzem Schützenrock und feschem Jägerhütl, marschierte mit dem Tambour voraus, dann kam der Hauptmann und Oberleutnant, in deren Mitte der Fähnrich. Den Schluß des Zuges machten Sappeure, Michael Hofer und Andrä Manggünder, Zimmerleute mit „Schermfell“ (Lederschürze), die blankgeschliffene Art schulternd. Als man durch Niederdorf marschierte, ließ der Schulmeister plötzlich seine Trompete am Bandalier sinken, zog ein Schwegelpfeifen heraus und begleitete den Trommelschlag mit einem der ältesten, an vergangene Jahrhunderte gemahnenden Tirolermärsche. Durch dieses Eintauchen in die graue Vergangenheit wurden alle tief ergriffen — am meisten wohl der Spielmann selber. Sein Geist, der Wirklichkeit entrückt, schien in unbekanntem Fernen zu weilen. In seinen Augen schimmerte es feucht. Man sah dem alten Kämpfen an, wie er in der Erinnerung an seine längst vergangenen Jünglingsjahre versunken, sich in die Zeiten Andreas Hofers und Speckbachers zurückversetzt wähnte. — Halt! erscholl jetzt die Stimme des steuerkontrollierenden Kommandanten gerade vor dem Gasthaus „Emma“, das allerdings damals nicht so bezeichnet wurde, und „Gewehr bei Fuß“ „Kommod“ lautete das Kommando weiter; und es war gut gemeint. Ein frischer Trunk im Schwarzadler konnte nicht schaden, hatte man ja noch einen weiten Marsch vor sich. — Als sie dann bei Toblach ins Höhlensteinertal einschwenken wollten, wurde von Innichen her eine andere Fahne sichtbar, die gleichfalls an der Spitze einer dahermarschierenden Truppe flatterte. — Das waren die aus Wien zur Landesverteidigung herbeigeeilten Studenten der dortigen Universität. Und nun hielt ein Wagen, dem



ein Greis im geistlichen Gewande entstieg, der sich sofort an die Seite des Kommandanten dieser akademischen Legion stellte, an die Seite ihres jugendlichen Hauptmannes und vaterländischen Dichters „Adolf Bichler“.

Der historische Held längst vergangener doch unvergeßlicher Tage des Heroismus und des Ruhmes der Tiroler, der mehr als achtzigjährige Joachim Haspinger war herbeigeeilt, um den Mut seiner Landsleute neu zu beleben. Alles drängte sich heran, ihm die Hand zu drücken. Die Auflösung der Reihen beider Truppen erfolgte wie auf Kommando. Staffage: Eine der bedeutendsten Landschaften Tirols, das 1200 Meter ü. d. M. liegende Hochland von Toblach, einstmals eine weitgestreckte Alm, Raum genug, einer Völkerschlacht zum Schauplatz zu dienen, und wo schon im Jahre 609 n. Chr. der Bojarenherzog Garibald die Sklavenheere aufgerieben hatte. Die brüderliche Vereinigung der Reckengestalten in derber Landestracht mit den geschmeidigeren Figuren der jugendlichen Kämpfer in verfeinertem Tirolerkostüm und in deren Mitte die ehrwürdige Gestalt des Heldengreises, welch ein Bild! Feu-
rige Reden wurden gehalten, heilige Schwüre gegeben, es

war ein Fest der Verbrüderung voll Enthusiasmus. Aber der Trommelwirbel mahnte zum Aufbruch.. die Reihen beider Kompagnien wurden formiert. Die Fahnen, die Säbel der Offiziere senkten sich und die Kolonnen marschierten unter Trommelschlag und Pfeifenklang, durch laute Jauchzer unterbrochen, an einander vorüber. Die einen schwenkten ab und verfolgten ihren Weg zwischen die Dolomiten hinein, die andern, für das Etschland bestimmt, zogen abwärts. Joachim Haspinger hat am nächsten Tage in der Spitalkirche zu Niederdorf die heilige Messe gelesen. In dreistündigem Marsch gelangte man nach „Höhlenstein“. Der Name rührt von einem merkwürdigen Naturspiele her, von einem Loch, welches ein Berg in seiner Zackenkrone trägt, und durch das man bei gewisser Beleuchtung den Himmel durchschimmern sieht. Bald darauf ist man in Schluderbach. Dort erwartete unsere Kompagnie die Ordnung zumachen und diesen Ort zu verteidigen. An drei Punkten war ein ernstler Angriff zu befürchten. Am Einbruchspunkt der Poststraße, die von Pieve ins Boitotal abzweigt und gerade nach Ampezzo führt. Zweitens die alte Römerstraße bei Pieve, auf den Kreuzberg zulaufend, und drittens die Straße, die über Auronzo gerade nach Schluderbach aufsteigt. In den an der ersten Straße liegenden Ortschaften hatten sich im Mai bei 9000, in den beiden andern gegen 3000 Aufständische angesammelt. Die Welsberger Kompagnie hatte die Aufgabe, die Seitentäler von Schluderbach zu bewachen und zu verteidigen.

Weiters waren von Buxertal folgende Kompagnien ausgerückt: Die Bruncker, mit dem Hauptmann Dr. Eduard von Grebmer, Postmeister, unter dessen Kommando sich

auch der Wirt vom goldenen Stern, Josef Toldt mit seinen Söhnen Wilhelm und Eduard (letzterer nachmaliger Schwiegerohn der Frau Emma), befanden; die Lauferer mit 170 Mann, die Sertner, Enneberger, Buchensteiner, Sillianer, Windisch-Matreier, in dieser letzten Kompagnie befand sich der alte pensionierte Schützenhauptmann Panzl Hans mit seinen Söhnen Gedeon und Josef; die Ampezzaner, mit dem Hauptmann G. Gh., ferner die Brigner, Sterzinger, Mühlbacher, Pienzer, Innicher, welche letztere eine alte Kriegsfahne aus den neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts und eine dreiläufige Gebirgskanone mit sich führten. Zur Ergänzung rückten dann aus den meisten Bezirken noch weitere Kompagnien nach. Es galt ja die Verteidigung bis zur Kärntnergrenze. Außer der Formierung der Landeschützenkompagnien wurden auch die Landsturmänner in Evidenz genommen, für jede Ortschaft ein Kommandant und ein Alarmplatz bestimmt. Das Entstehen dieser Einrichtung ist in das Dunkel der grauen Vorzeit gehüllt.

Der schöne Capitano.

Bei einem Dienstritt nach Ampezzo hatte der Feldkurier Rudolf Arming eine verdächtige Gestalt in phantastischer Uniform bemerkt, auf dem gelockten Haar einen Ernanihut mit wallender Straußfeder, er fixiert die Figur näher, ja, das ist ja der T. X. aus Lorenzago, Sohn eines der reichsten Holzhändler aus Cadore, was hat der vor? Wahrscheinlich ein Emiffär aus dem

feindlichen Lager, die Ampezzaner zu gewinnen! Aber die Ampezzaner fielen nicht um. Der biedere Charakter derselben, ihr gesunder, schöner Menschenschlag, der sich besonders bei der Ampezzanerin mit so viel Anmut hervorhebt, der angeborene Sinn für Reinlichkeit in Kleidung und Wohnung lassen keinen Zweifel übrig, daß man es hier mit einem anderen Menschenschlag zu tun habe. Die Sage lautet, daß dieselben von einer langobardischen Niederlassung abstammen, welche sich bei der Völkerwanderung hieher zurückgezogen hätte und eine Republik bildeten. Spuren einer solchen haben sich bis in die letzte Zeit erhalten, darunter jene Einrichtung, daß noch zur Periode, von der diese Erzählung handelt, die damals an prächtigen, kostbaren Wäldern reiche „Magnifica Comune“ alljährlich Mehl und Korn an ihre Gemeindemitglieder verteilte.

In Ampezzo waren k. k. Truppen einmarschiert, die gesamte männliche Bevölkerung aufgeboten, außer den Sturmmannschaften wurde den Truppen eine Pionierabteilung aus Ampezzaner Freiwilligen zugeteilt. Letztere wurden in militärische Montur eingekleidet, waren geübte Zimmerleute und Holzarbeiter, mit Äxten und Sägen ausgerüstet, und gingen mit der Truppe. Das Gros derselben hatte gegen die feindliche Armee Front zu machen, selbe besaß eine Länge von 13 Kilometern. Die 2414 Mann, alles in allem, ohne Artillerie, mußten sich auf die Defensive beschränken, die Aufständischen waren in zehnfacher Übermacht. Nun wurde, als am 2. und 3. Mai die Insurgenten unsere Vorposten mit voller Macht angriffen und auf die Reserve zurückdrängten, der Landsturm aufgeboten. Der war kein illusorischer Begriff. Von Bruneß bis Vienz

hallten die Sturmglocken . . . bald war alles in Bewegung. Die Leute auf dem Ackerfelde ließen Pflug und Gespann stehen und in wenigen Stunden, ohne Telegraph, Telephon und Eisenbahn, waren da bei tausend kampfbereite Männer auf die Nachricht, daß die Grenze bedroht sei, aufgebrochen, von Prags allein 140 Mann, von Pichl in Gries waren 100 gekommen, von Dlang 130 usw., die kampflustigsten und verwegensten Leute; selbe trafen teils mit Schießgewehren, teils mit allerlei ruralischen Instrumenten ein, Leute von 18 bis 60 Jahren, kurz, wer halt eine Büchse oder eine Sense zu tragen vermochte. Sie waren da, aber in Aktion zu treten brauchten sie nicht mehr; der Feind war zurückgewiesen, und marschierte unaufhaltsam auf seine Verschanzungen hinter S. Vito zurück.

Der wackere Oberjäger Göz suchte sich zumeist Posten zum Wachtdienst aus, die der feindlichen Hauptreserve am nächsten waren; da postierte er seinen für den Felddienst prächtig abgerichteten Caro 30 Schritte vor sich hin als Bedette, während er mit seinem ausgezeichneten Fernrohr die feindliche Position beobachtete. Es war keine Täuschung, als er an einem heiteren Morgen in der Person des Capitano der feindlichen Abteilung die Athletengestalt des schönen L. X. erkannte. Göz erschrak über diese Entdeckung, nicht wegen der strategischen Gefährlichkeit des italienischen Kommandanten, vielmehr aus Besorgnis um die persönliche Sicherheit desselben, denn wenn Signor L. von den Tirolern abgefangen wurde, so hätte er sich (ein sehr charmanter junger Mann und guter Gesellschafter — und wer hätte damals im Pustertal nicht den Signor L. gekannt), in einer argen Klemme befunden, im Falle er noch vor der

später gewährten Amnestie vor die Schranken eines Kriegsgerichtes gezogen wurde.

Nach einiger Zeit trat zwischen den Gegnern ein Verhältnis ein, welches einem förmlichen Waffenstillstand glich. Eines Morgens traf im Hauptquartier am Kreuzberg ein Bote aus dem italienischen Lager ein, mit improvisierter Parlamentärflagge und erkundigte sich, ob es dem Capitano T. X. gestattet werde, mit ein paar seiner Offiziere ins Wirtshaus am Kreuzberg hinaufzukommen und ob ihnen dann wieder freier Abzug gewährleistet würde? Als die bejahende Antwort zurückgelangt war, versammelte sich bald darauf eine der interessantesten Tafelrunden. Anfänglich gespannt, geriet die Unterhaltung durch den vortrefflichen Wein bald in ungezwungenen Fluß. Man sprach von allem, nur nicht von den abnormalen politischen Beziehungen zwischen Gastgebern und Gästen. Das Gespräch fiel auch auf Jagen und Schießen. Da trat ein alter Gamsenjäger aus Sexten, welcher an einem Seitentische still lauschend gefessen war, auf den Capitano zu: „Scior T., es gilt nur eine Maß Wein, wenn Sie wetten wollen, daß ich einen schweren Kreuzer (Kupfermünze in der Größe eines Guldenstückes) auf 200 Schritte anschieße!“ Die Wette wurde sofort angenommen, der „Kreuzer“ an einem Baumstamme befestigt, die Schritte abgezählt, und bald stand der Gamsenjäger auf dem Anstand. In weitem Kreise herum standen die Hauptleute, Offiziere und Schützen, ein Lächeln im wettergebräunten Gesicht; sie bangten nicht um den Erfolg. Den drei jungen Italienern, welchen man die gespannteste Erwartung ansah, ließ man auf höfliche Weise den Vortritt. In der Mitte dieser Gruppe die gedrungene



Gestalt des „Steffel“ in dunkler Joppe, federgesticktem Leibgurt, derbgenagelten Schuhen, bloßem Knie, das an Farbe nicht viel abstach von den „Bockledernen“. Als er seinen Stutzen frisch geladen hatte, hob er langsam den Kolben an die Backe — — das Auge senkt sich einen Moment — — es kracht — — und — die Kupfermünze fliegt herab. „Einen Gedanken zu weit rechts“, meint bescheiden der Steffel beim Absetzen des Gewehres; er zog den Hut und winkt gutmütig lächelnd und grüßend dem schönen Scior L. zu. War es die verlorene Wette, welche die fremden Gäste auf einmal so nachdenklich stimmte? Sie nahmen bald Abschied und kehrten ernster zurück, als sie gekommen waren. Eine andere Begebenheit, welche noch nach Jahren an Emmas Tisch erzählt wurde, war eine Feldmesse für Freund und Feind. Die Übernahme des Oberkommandos am Kreuzberg durch Graf Wolkenstein fiel zusammen mit der Ankunft des Kaisers Ferdinand in Innsbruck. Der erste Tagesbefehl des neuen Kommandanten war die Abhaltung eines Dankgottesdienstes. Derselbe wurde vor dem Hauptquartiere (eigentlich angesichts des Feindes) abgehalten. Der altehrwürdige Messgesang von Handn „Hier liegt vor deiner Majestät“, von den

Sängern mit ergreifender Meisterschaft vorgetragen, so erhebend, daß sich sogar die feindlichen Vorposten der Andachtsübung anschlossen. Als die Glocke das Zeichen zur heiligen Wandlung gab, sah man die äußersten italienischen Betten in die Knie sinken —, dabei kann aber nicht verschwiegen werden, wie es damals dem Oberjäger Göß beinahe ergangen wäre. Er hatte sich, um die feindlichen Beter besser beobachten zu können, etwas weiter vorgewagt, als eine Kugel gerade neben seinem Kopfe in einen Baum einschlug. Noch eines: „Die Weiber auf Aoisoposten“. Auf einer Anhöhe, eine Viertelstunde von Sexten entfernt, war ein Aoisoposten mit Alarmstangen aufgestellt, welche, um die Männer der Grenzbewachung nicht zu entziehen, von Sextner Frauen freiwillig bedient wurde. Die Berproviantierung dieser Schützentruppen am Kreuzberg und in Schluderbach hatte der alte Kopfsgruter, Wirt zum grauen Bären in Innichen, übernommen; sein Sohn war Schützenhauptmann der Innicher Kompagnie. Dieser gute Mann lieferte alles zum Selbstkostenpreis, die Ohrne Wein zu 7 Gulden, den Zentner Selchfleisch zu 77 Gulden, die ganze Lieferung gratis. (War das etwa bei den Armeelieferanten im Weltkrieg auch so?) Es wurde ihm dafür die goldene Verdienstmedaille zuerkannt.

Endlich waren die venetianischen Gebiete wieder von österreichischen Truppen eingenommen, normale gesetzliche Verhältnisse kehrten zurück, die Grenzbewachung wurde allmählich vermindert und endlich aufgehoben. Die Schützen kehrten heim. In der allerhöchsten Anerkennung vom 22. Dezember 1849 wurde Ampezzo unter jene Gemeinden gezählt, welche sich unter allen im Lande durch Helden-

mut und Treue ausgezeichnet hatten. Im Jahre 1848 sah Niederdorf auch Gefangene aus der ungarischen Revolution vorüberziehen, unter anderen den Banus von Kroatien, einen Patriarchen usw. Nun endlich aber Schluß mit diesem Kapitel aus dem Jahre „48“. — Hoffentlich gelang es, dieses Bild aus glorreicher Vergangenheit, geschöpft aus verschiedenen Quellen — leider einseitig genug — der Vergessenheit zu entreißen (zusammengetragen aus den Aufzeichnungen von Rudolf Arming, Johann Mitterwurzer, sowie aus Erzählungen von Frau Emma, Josef Mair und Josef Jäger).

Und die angeschossene Kupfermünze? Diese müßte sich noch in Innsbruck vorfinden, im Nachlaß des dort als Forstmeister in Pension verstorbenen ehemaligen Försters Götz von Sillian.

Ampezzo hieß vor 60 bis 70 Jahren noch allgemein „Heiden“. Dieser Name ist nun ganz in Vergessenheit geraten. Die den Champignons ähnlichen Schwämme, welche nur in der Gegend von Ampezzo vorkommen, haben noch heute den Namen „Ampezzaner Schwämme“. Für ein Pfund dieser Schwämme, getrocknet in den Handel gebracht, zahlte man einen Taler. Frau Emma benützte sie stets bei der Herstellung ihrer kulinarischen Kunststücke.



Leopoldina.

Am Friedhof wölbte sich ein kleiner Hügel, den Frau Emma mit ihren Tränen benetzte, und auf dem Grabstein stand geschrieben: Deiner Eltern größte Freude warst du, warst ihr tiefster Schmerz, dein Erblüh'n entzückte beide, dein Verwelken brach ihr Herz. Und im Schmuckkästchen der Frau befand sich neben Ringen und Broschen eine Locke seidenweiches, blondes Kinderhaar mit schwarzer Schleife. An einem Maienmorgen saß Frau Emma an der Wiege, ihre Augen waren vom Weinen geschwollen. An der leeren Wiege? O nein, es lag darin ein Quischn, das vierzehn Tage alte Ebenbild von Leopoldine. Abends vorher hatte das Zimmermädchen Kathi Sappelsa das widerstrebende Kind aus den Armen der Mutter genommen, um es zur Ruhe zu bringen. Das Mädchen legte es, um das Bettchen noch zu ordnen, auf das Fensterbrett. Die Jalousien waren unglücklicherweise nur angelehnt, nicht geschlossen. Diese öffneten sich und das Kind fiel vom zweiten Stock auf die Straße und starb am nächsten Tage. Die unglückselige Kathi verbarg sich drei Tage lang, ohne Speise und Trank, in der „finstern Gastkammer“. Endlich kroch sie heraus und fiel der Mutter zu Füßen, um Verzeihung bittend. Was konnte diese anders tun als verzeihen! Jedoch Kathi täglich sehen und um sich zu haben, das ging nicht an. Sie mußte fort. Nach Jahresfrist wieder zurückberufen, verblieb sie bis zu ihrer Verheiratung im Schwarzadler; es gab kein treueres, geschickteres und arbeitssameres Mädchen, als Kathi. Mit der Zeit vernarbte die Wunde und der Frohsinn lehrte zurück.

Vermißt.

Da war einmal alles mit Zenzi im Garten. Familie Moar, Sommergäste aus Bozen, wollte abreisen. Für die „Moarfräule“ soll ein Blumenstrauß gemacht werden, hatte die Mutter gesagt. Er war fertig, nun schlug es acht Uhr, die Kinder mußten ins Bett, die kleine Schar zog ab. Josefina aber eilte, von den andern unbemerkt, wieder in den Garten um den vergessenen Strauß zurück. Nachdem sie diesen gefunden hatte und den Schwestern nachzueilen wollte, war überall gesperrt und es wurde dunkel. Der Garten glich einer Insel, links der große Bach, rechts der Bierkanal, unten vereinigte sich dieser wieder mit der Rienz, die man auf einer Brücke übersehte, und ringsum ein hoher Zaun. Die Hilferufe der Kleinen verhallten im Rauschen des Wassers. Jetzt traten schon die Sterne heraus und schauerlich war's ringsum. Die Gefangene begann einen Rundgang um das Gartenhaus, betend, weinend und dachte nichts anderes, als daß jetzt die armen Seelen kommen würden, ihre Schrecken noch zu vermehren. Indessen herrschte im Hause die größte Bestürzung, das Kind schien verschwunden. Die Mutter war in furchtbarer Aufregung, Josef nicht zu Hause und sollte erst um 10 Uhr von Lienz zurückkommen. Zenzi lief noch einmal, ohne jede Hoffnung, unter fortwährendem Rufen um das Haus und kam auch in die Nähe des Gartens. Wie dann die kleine Gefangene herangestürzt kam und durch die Lattentür Zenzis Kleid packte, es unter Lachen und Weinen nicht mehr freigeben wollte, bis diese sagte: So laß mich doch aus, um den Schlüssel zu holen, denn mit dem Finger kann ich nicht aufsperrn. Im Triumph wurde die Vermißte der Mutter

zurückgebracht und gleich darauf langte der Vater an. Er brachte eine Spielboxe von Wienz mit — eine für jene Zeit ganz neue Erfindung. Sie wurde aufgezozen und spielte zuerst einen Marsch und dann „Zu Warschau auf den Knien“. Aber bald fielen den Kindern, ob der ungewohnten Nachtwache, die Augen zu. — Schnell ins Bett. Alles wurde still, das ganze Dorf ruhte, der Mond versilberte mit seinem Schein Häuser und Landschaft und blickte auch hinein in die Kammer, wo Zenzi in heißem Dankgebet vor ihrem Schutzengelbild auf den Knien lag.



Gloria in excelsis Deo.

Nächsten Tages fragten die Kinder vergeblich nach ihrer Zenzi; die lag schwer krank mit hohem Fieber. Dr. Kunater machte ein ernstes Gesicht und ordnete sofortige Isolierung der Kranken an. Man brachte sie ins unbewohnte Schmiedehaus und wagte nur flüsternd die Krankheit zu nennen: „Typhus“. Bange Sorge. Mit dem zunehmenden Fieber schwand allmählich jede Hoffnung. Nachdem die Kranke die Sterbsakramente empfangen hatte, reichte ihr der Geistliche das Kreuz zum Kusse. Plötzlich richtete sich die Sterbende auf und sang mit kräftiger Stimme Gloria in excelsis Deo, wie sie es so oft als Chorsängerin angestimmt hatte, fiel in die Kissen zurück . . . Das junge Leben war erloschen. Vor dem Schmiedehause waren die Freundinnen versammelt. Der Kooperator Niederwanger trat aus dem Hause, hatte aber nicht wie sonst ein Scherzwort für sie — denn er weinte.

Frau Emma schwer erkrankt.

Reszentia Lorgglers Heimgang ward allgemein betrauert, ganz besonders von den Kindern. Erst gesund und voller Lebensfreude und jetzt würde sie ins schaurige Grab versenkt; es war unfaßbar. Emma und Josefina faßten einen Plan. Marie, die praktische, wurde nicht eingeweiht, die hätte nicht mitgetan. Wenn Zenzi wirklich hinunter mußte in die dunkle Gruft, so wollten sie wenigstens ihre schönen, blonden Zöpfe aufheben. Den ganzen Tag waren sie auf der Lauer, ob nicht das Tor des Schmiedhauses aufgehen würde... und richtig, jetzt war es offen... nur schnell hinauf über die Stiege, und schon stehen sie im Sterbezimmer. Ein altes Weiblein tut „Leiche hüten“. „Gedl, sei so gut und schneid' der Zenzi die Zopfen ab, wir möchten sie gern aufheben“. „Ja, ja, Kinderlen“, antwortete die schon einigermaßen kindische Gedl, „das tue ich euch schon“. Da steht das Nähkörbl der Zenzi, sie entnimmt ihm die Scheere, Emma befiehlt der Josefina, ihr Schürzchen weit aufzuheben, die Zöpfe verschwinden darin. Jetzt schnell in die Küche zur Mutter — sie zeigen ihr die Haare, sie erschauert, bindet schnell die Schürze los, öffnet den Herdring und die blonde Haarpracht lodert auf vor den Augen der bestürzten Kleinen. Am nächsten Tage ist Frau Emma nicht mehr aufgestanden. Dr. Hell aus Welsberg und Dr. Kunater konstatierten die gefährliche Krankheit. Nun begann eine traurige Zeit: das Gasthaus wurde geschlossen, der Stellwagen durfte nicht mehr vor dem Hause halten, die Abonnenten mußten sich anderswo umsehen. Alles ging verschüchtert umher, man hörte

wochenlang kein Lachen, ja kein lautes Wort mehr im Hause. Aber der Todesengel ging vorüber — die Krisis wurde gut überstanden, Frau Emma war gerettet. Wohl mußte sie wie ein Kind gehen und sprechen lernen; die Haare waren ausgefallen, aber die Genesung ging ohne Rückfall vor sich. Jeden Tag führte sie Josef in der Kutsche nach dem Weiherbad, dessen Wasser sie sichtlich kräftigte. Man überließ ihr dort die Fürstentabine, das einzige Einzelbad, mit dem Wappen des Fürsten Porzia an der Zimmerdecke; Fürst Porzia hatte zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in Niederdorf zu Unterkurzen (Gasthaus zum Stern) seinen Sommeraufenthalt und nahm im Weiherbad die Bäder. Frau Emma erholte sich vortrefflich, die Haare wuchsen nach, die Wangen rundeten und röteten sich wieder, Lebenslust und Freude kehrten zurück, und auch die Stammgäste. Und nun wurden die fröhlichen Abende wieder aufgenommen, wo die Wirtin zur Gitarre sang. Es erklangen wieder „Wenn's Mailüfterl waht“ und „Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand“ oder das neckische Unterinntaler Liedl:

Hinter meim Botern sein' Häuserl,
 Bau' ich a Bogelstenn' au',
 Fang' ich dann nig as wie Zetserl —
 Kan Stieglitz, dem richt' i nöt au'.

Oder das tieftraurige, uralte Lied von der jungen Nonne:

„Ach, was nützet mir dies Ringlein,
 Da ich dein nicht werden kann?
 Muß ich doch der Welt entsagen,
 Eh' des Lebens Mai begann!“



Jugendbildnis der Frau Emma 1844



„Was für bange Tag' und Nächte
Harren in der Zelle mein,
Bis die letzte meiner Tränen
Wird um dich geflossen sein?“

Der Ritter rief den Knappen:
„Schnell, zäume mir mein Pferd,
Ich muß zum Kloster reiten,
Der Weg ist reitenswert“.

Bocht stürmisch an die Pforte,
Er weiß, nun gilt's sein Glück,
Und fordert von den Nonnen
Sein Teuerstes zurück.

„Dein Lieb ist wohlgeborgen,
Darf nimmermehr hinaus!“
„Dann werd' ich Feuer legen,
An dieses Gotteshaus!“

Drauf kam sie bleich geschritten,
So bleich, im Ordenkleid,
„. . . Mein Haar ist abgeschnitten —
Leb' wohl in Ewigkeit!“

Er gab dem Pferd die Sporen,
Schaut um kein einzig' Mal
Und — bis ins Herz getroffen —
Ritt trostlos er zu Tal!



Der Stammhalter.

„Jetzt schau' einmal, Sophie, ist das nicht das Steirerwagele und der Schimmel vom Niederdorfer Onkel?“ — Jetzt kommt er die Straße herunter, biegt ein und fährt auf den Widum zu. „Grüß Gott, Ander, was hast du heute in Kasen für ein Geschäft?“ „Den Pfarrer möcht' ich haben“. Und schon fragt dieser (der Pfarrer Leopold Hellenstainer): „Was gibt's bei euch Wichtiges? . . . Eine Trauerbotschaft bringst du nicht, das nehme ich ab an der roten Nelke am Hut!“ „Ein Prinz ist bei uns eingestanden und ich soll Herrn Leopold sicher mitbringen als Taufgöt! Um 1 Uhr ist die Taufe und nach dem Taufmahle bring' ich Euch zurück“. „Sapperlot, dann muß es aber fix gehen. Sopherl, bring' dem Ander ein Seidl Spezial und schau', daß der Schimmel ein Maßl Hafer bekommt.“ Der Pfarrer wirft sich „in Staat“, und sobald Ander und das Kößl fertig sind, geht es fort wie der Wind. Im Schwarzadler ist eitel Freude und jeder Gast wird heute freigehalten. Die Schmiedgesellen geben zu Ehren des Stammhalters Pöllerschüsse ab, die kleinen Mädchen in Festkleidern wohnen der Taufe des Brüderchens bei, welches den Namen Eduard, Leopold, Bartlmä erhält, denn heute ist der 24. August, St. Bartholomäus-Tag.



Serravalle.

Emma und Marie, die beiden ältesten Töchter, kamen vom Institut zurück. Im Ursulinenkloster zu Bruned hatten sie alles gelernt, was Bürgermädchen brauchen, auch gut Italienisch, worauf Herr Josef Wert legte. Er wollte noch ein Übriges tun und brachte seine Älteste in einem Herrschaftshause im Venetianischen unter, wo sie sich noch in dieser Sprache vervollkommen sollte. Ihre Berichte von dort lauteten günstig; Geschäftsfreunde, die man zur Erkundigung über ihr Befinden hinschickte, hatten nur Gutes zu berichten. Eines Abends fiel das Gespräch zwischen Herrn Josef und einem seiner Gäste, Herrn Benanzio Donna, auch auf Emma und ihren Aufenthalt in Serravalle. Dieser äußerte sich: ein Kind von mir möchte ich keinen Augenblick bei dieser Familie lassen. Der nicht wenig bestürzte Vater erkundigte sich um Weiteres und die Folge der Unterredung war, daß er noch um 10 Uhr abends einspannen ließ und sich in derselben Nacht auf den Weg machte, um Emma zu holen. Nach vier Tagen brachte der Vater seine Tochter nach Hause. Wie froh und dankbar sie war, denn sie hatte dort unter Hunger und Kälte zu leiden gehabt. Sie wurde als Kindsmädl verwendet, mußte den ganzen Tag einen schweren Buben auf den Armen tragen, so daß beinahe schon ihr gerader Wuchs gefährdet war, dabei ließen sich die Leute noch ein schönes Kostgeld zahlen. Emmas Briefe, die zu Hause ankamen, waren zensuriert und die sie besuchenden Freunde hatten sie nur in Gegenwart der Familie gesehen. Demgemäß lauteten die Berichte immer günstig. Nun Gott sei Dank, daß sie wieder daheim war.

Primiz in St. Johann.

Und so ging's im Schwarzadler weiter durch Freud' und Leid. Im Winter gemütlich und ruhig, der Sommer brachte Scharen fremder Gäste. Im Mai eröffnete Franz Josef Malinverno, ein Leipziger, die Saison. Dieser verlebte durch volle 39 Jahre stets den Sommer in Niederdorf, Frühjahr, Herbst und Winter in Meran im Hotel Erzherzog Johann. Das Jahr 1889 brachte ihn, der so gerne Fußwanderungen unternahm, auf dem Rollstuhl; er konnte sein liebes Niederdorf nicht mehr auffuchen; das gab ihm den Rest. Er starb am 29. Oktober 1889 und fand in Meran seine letzte Ruhestätte. Eduard hatte im Jahre 1856 ein Brüderchen, namens Hermann, erhalten; die zwei ältesten Töchter gingen der Mutter schon tüchtig an die Hand. Da kam von der Großmutter aus St. Johann eine Einladung zur Primiz ihres jüngsten Sohnes Alois, dabei durfte seine Schwester, Frau Hellenstainer, nicht fehlen. Sie wollte Marie und Josefine mitnehmen, letztere war als geistliche Braut bestimmt. Welche Freude, als der Vater seine Einwilligung gab. Gleich ging's an die Vorbereitungen und die Kutsche wurde in Stand gesetzt. War damals zur Hochzeit der alte Hörbst als Kutscher gefahren, so traf es jetzt den jüngeren Schiener Seppel. Dieser hielt schon fleißig Umfrage bei seinen erfahreneren Kollegen um Direktiven zu dieser langen Reise. Doch Josef hatte schon alles genau bestimmt: am ersten Tag ging's bis Sterzing, am zweiten nach Innsbruck, wo man sich einen Tag aufhalten sollte, am vierten Tage nach Rattenberg und am fünften lag man in Großmutter's Armen. Das war eine

Festlichkeit in St. Johann, wie um Fronleichnam. Frau Hausbacher schwamm im Glück! Wie wurde sie beneidet, zwei Söhne am Altar zu haben. Aber nicht genug damit. Sie hatte sich des Enkels Rudolf Egger, des Sohnes ihrer ältesten Tochter Marie, die den Bezirksrichter Egger von Ried geheiratet hatte, dessen Eltern aber gestorben waren, angenommen. Rudolf studierte im Borromäum zu Salzburg. Frau Hausbacher hoffte, der Enkel werde dieselbe Laufbahn wählen, wie seine beiden geistlichen Onkel, und wollte ihm das ganze Studium bezahlen. Talentierte und fleißig, machte er der Großmutter bis zu ihrem im Jahre 1867 erfolgten Tode nur Freude. Aber ihren Herzenswunsch erfüllte er nicht. Kaiser Max berief Volontäre für Mexiko. Rudolf, eine prächtige Figur, war nahezu zwei Meter groß, sprengte alle Bande und zog mit als Leibgardist. Nach dem unglücklichen Ende des jungen Herrschers trat er in die österreichische Armee ein und brachte es zum General. Frau Hausbacher wollte nach der Primiz Tochter und Enkelinnen noch recht lange bei sich behalten, aber Frau Emma zog es mit Gewalt nach Hause und so nahm sie Abschied von der guten Mutter, welche sie in diesem Leben nicht mehr sehen sollte.





Das Kloster in Bruned.

Die geistliche Braut wurde ins Kloster gesteckt, wo es ihr sehr gefiel. Sie freute sich abends schon aufs Erwachen am Morgen, aufs Sichbewußtwerden, daß sie im Kloster sei. So viele nette Fräulein waren da, nahezu achtzig, von ganz kleinen bis zu zwanzigjährigen, darunter drei interessante Negermädchen, die Pater Olivieri gebracht hatte. Das Institut hatte einen solchen Ruf, daß Eltern ihre Töchter von Venedig, Mailand, ja selbst Neapel zur Erziehung diesen Ursulinen übergaben. Mehr als die Hälfte der Zöglinge waren Italienerinnen. Zur schnelleren Erlernung des Italienischen und Deutschen waren immer zwei Verschiedensprachige als Gespielinnen zusammengruppiert. Josefina erhielt eine Luigia Boaletti aus Feltre zur Gesellschaft, die ebenso wenig Deutsch verstand, als die andere Italienisch, und doch waren sie täglich wie Galeerensträflinge zusammengekettet, bei Tische, bei der Rekreation, bei der Arbeit, beim Spaziergange. Aber der Drang nach Verständigung überwand alle Schwierigkeiten und in kürzester Zeit plauderte es sich ganz famos. Was machte man für schöne Ausflüge! Ins Kreuzwasserl, nach Lorenzen, nach Reischach,

dort gab's für alle „Maienbutter“, die man heute Schlagfahne nennt. Unvergeßlich ist die Güte einer Blandina, Serafina, Cajetana, und vieler anderer, die nicht nur tüchtige Lehrkräfte, sondern auch wahrhaft mütterlich liebende Frauen gewesen waren. Und wenn Frau Emmas Töchter gut geraten sind, so ist dies nicht zuletzt dem auch heute noch vortrefflichen Institute in Brunek zu verdanken. Damals war eine Frau Moisia v. Gilm, die Schwester unseres unvergleichlichen Dichters Hermann v. Gilm, Oberin.



Rivalität.

Die zwei führenden Familien in Niederdorf waren die Hellenstainerischen und die Postmeisterischen, wenn schon letztere den gleichen Namen führten. Man dachte als „führend“ hauptsächlich an die Frauen. Josefs ältester Bruder hatte sich seine Gattin aus Innichen, vom berühmten Gasthof Tagger geholt, eine Kopfschuler, eine reiche Partie. Die resolute Dame hatte ihrem Franz, ohne daß er es merkte, gar bald die Zügel aus der Hand genommen, wohl nur zu seinem Besten. Sie ließ ihm großmütig auch die Überzeugung, daß alles, alles nur von ihm so gut disponiert und geleitet sei. Auch war sie mit dem seltenen Geschick begabt, das große Hauswesen, Gastwirtschaft, Ökonomie mit vielen Dienstboten spielend zu führen, und hat acht Kinder großgezogen. Sie war überall bewandert, in Küche, Keller, Garten, Stallwirtschaft und Feldbau, war nicht geizig, nur weise Sparsamkeit

zeichnete sie aus. Vor der gestrengen Frau Mutter hatten Kinder und Dienstboten einen heilsamen Respekt. Und bei ihr gedieh alles. Angestellte blieben vielfach lebenslang im Hause; es war eine Ehre, dort unterzukommen. Auf diese Weise ermöglichte sie es ihrem Franz, sich ganz seinem Lieblingsfach, der „k. k. Post“, zu widmen. Das war sein Ideal, sein Glück! Es mußte aber alles wie am Schnürchen gehen, kein J-Tüpfel durfte fehlen. Brachten nun die Parteien ihre Poststücke in die Kanzlei, so war immer etwas daran zu bemängeln. Und erst, wenn die vom Schwarzadler kamen, brauste er auf: „Alle Niederdorfer haben sich nach und nach abrichten lassen, nur diese Hellenstainerischen nehmen keine Lehre an. Da schau', dieses Paket ist falsch verschnürt, jenes nicht richtig gesiegelt“. Wollte man sich dann mit seinen Sachen beschämt davontrollen, so siegte wieder sein gutes Herz. „Gib nur her — ich mach's schon“. Zwischen den zwei Wirtinnen bestand immer ein Wettstreit, wer die Seide schöner spann, bei wem die Muskatzonen und Karnertörtchen besser gerieten, wer im Sommer mehr Fremde und im Winter mehr Bauernhochzeiten hatte. Bei den letzteren half in zweifelhaften Fällen die Kopfguterische wohl dadurch nach, daß sie dem in der Wahl des Gasthauses unschlüssigen Hochzeiter einen Zuckerhut ins Haus sandte und diesen so auf ihre Seite brachte. Gab Frau Emma ihre Töchter ins Institut nach Bruneck, so kamen die von der „Post“ nach Brigen zu den „Englischen“, was entschieden viel nobler war. Bei der „Post“ ging man mit der neuesten Mode. Frau Emma hätte es vielleicht auch gerne getan, — aber hierin verstand Josef keinen Spaß. Kurz und gut, man

suchte sich in allem zu übertreffen. Jedoch in einem Punkte war Frau Anna Hellenstainer, geborene Kopfsgruter, der Frau Emma Hellenstainer, geborenen Hausbacher, himmelhoch überlegen und sie betonte es oft genug mit Selbstgefühl: „Postmeisterin gibt es nur alle vier Stunden eine“. Leider starb die Gute schon am 17. April 1866, viel zu früh für ihre Familie, jedoch glücklicherweise noch ehe die Eisenbahn den Nimbus der Postmeisterwürde zum Verbleichen brachte. Wäre ihr eine längere Lebensdauer beschieden gewesen, so würde sie sich sicher in die Vorbeeren der Frau Emma geteilt haben. Ihr Mann überlebte sie noch zehn Jahre und wurde ihm in Anerkennung seiner hervorragenden Amtstätigkeit das goldene Verdienstkreuz mit der Krone verliehen.



Der schwerste Schlag.

Drei Töchter und zwei Söhne, der jüngste, Hermann, noch nicht zwei Jahre alt, wurden von ihrem Sommeraufenthalt im Schacherhose abgeholt; die Älteste war schon zu Hause tätig. Die Mutter empfing die Kinder weinend mit den Worten: „Geht nach Aulfkirchen zur Mutter Gottes für den Vater beten, er ist schwer krank“. Die Anfänge seines Leidens verbergend, nicht beachtend, konnte er sich jetzt von seinem Krankenlager nicht mehr erheben. Emma pflegte ihn Tag und Nacht. Als sie eine Wärterin berufen wollte, wehrte er ab mit den Worten: „Meine Liebe, tue

mir das nicht an, ich brauche ja so wenig“. Aber es ging wirklich nicht und sie berief eine Pflegerin.

Bei dem heutigen Stande der Wissenschaft wäre Josef wohl zu retten gewesen, aber sein Leiden wurde von den damaligen Ärzten nicht richtig erkannt, obwohl Frau Emma diese von weither kommen ließ. Nur ein altes Weiblein, aus der Brigner Gegend, die Ragnerin, zu der die Frau in ihrer Verzweiflung schickte, gab den Bescheid: „Dem Herrn fehlt's an der Niere und er leidet große Qual“. Die Obduktion der Leiche ergab die Richtigkeit der Diagnose. Ach, was war das für ein harter Abschied, als dieser Edle für immer die Augen schloß... Frau Emma mußte nun den geliebten Mann allein lassen, konnte ihm nichts mitgeben als ihre Tränen. Drei selbstgespinnene, seidene Taschentücher legte sie in den Sarg. Am liebsten wäre sie selbst hinuntergestiegen ins Grab. Aber die sechs Kinder, die mit den Augen des toten Vaters sie liebeheischend anblickten, machten sie stark für ihr nunmehr so hartes Los. Andere Witwen konnten sich ihrem Kummer hingeben — sie aber konnte es nicht — es lastete zuviel auf ihren Schultern. Die fernere Erziehung der Kinder, die Älteste erst vierzehnjährig, zwanzig Pferde im Stall, und was noch mehr Sorge machte, Kutscher und Fuhrknechte dazu. Es hieß das übernommene weiterführen, im Herzen die große Trauer. Die gegenseitige Liebe war unbegrenzt gewesen, konnte doch die Witwe versichern, es sei ihr von Josef nicht nur nie ein hartes, sondern nicht einmal ein unhöfliches Wort gegeben worden. Groß war auch die Bürde, welche die Verlassene zu tragen hatte. Es galt die Führung des Wirtsgeschäftes, der Ökonomie, des

Stellwagen- und Fuhrwerkbetriebes. Josef war vor seiner Erkrankung darangeschritten, das Haus um ein Stockwerk zu erhöhen; das konnte nicht mehr rückgängig gemacht werden, Emma mußte den Umbau nun selbst und allein ausführen. Nicht viele Frauen hätten das zu leisten vermocht und nirgends war ein Rückgang bemerkbar. Ihr unermüdliches Schaffen war aber auch von Erfolg begleitet. Das Haus erlangte immer mehr Bedeutung als Aufenthalt für Erholungsbedürftige und Sommergäste. Wo es galt, zur Verschönerung des Dorfes beizutragen, war Frau Emma immer voran; sie pflanzte und ließ Bäume setzen, sie sorgte für tadelloses Fuhrwerk, kurz sie war eine von den Wenigen, die, als sich der Fremdenstrom nach Tirol zu wenden begann, wußte, daß man auch etwas bieten müsse, um den Verkehr herbeizuführen.



Krieg.

Im nächtlichen Himmel erschien ein Komet! Zuerst wollte ihn einer bemerkt haben und dann sahen alle mit Entsetzen diesen unheimlichen rätselhaften Himmelskörper. Das bedeutet Krieg, sagte man zuerst leise, dann immer lauter. Nun kamen endlose Truppeneinzüge. Und der Krieg war da. Wie viele Regimenter zogen da an Niederdorf vorüber; den Anfang machten die Freiherr von Heßschen Ober- und Niederösterreicher, die Kärntner, Steirer, Salzburger usw. Es gab noch keine Bahn, es hieß marschieren. Unabsehbar schritten sie fürbaß, ermattet, staubig, erhitzt, durstend. Wohl ihnen, wenn in

Niederdorf für sie Rafttag war. Doppelt so gut waren sie bei Frau Emma einquartiert. Sie hatte das leere Kuglerhaus gemietet und mit dem Nötigen versehen. Da konnten sie wirklich rasten, hatten es bequem, bekamen nicht nur die ihnen gebührende Ration an Suppe und Fleisch, sondern die gute Frau brachte — und wäre sie noch so schwer abgekommen — noch einen gefüllten Korb mit Extrasachen, wie Wein, Kaffee, Obst usw. An ihrer Seite trippelte ein Töchterchen, die sollte es auch lernen! Und ob Ungar oder Kroate, Slowake oder Pole, alle verstanden sie ihr gütiges Zunicken, ihr mütterliches Zureden. Und wie ihr erst die Herzen der jungen Offiziere zuflogen — sie hätte ja alles für sie getan, geboten, gegeben, die so schwere Strapazen für das Vaterland ertrugen. Es gab Zeiten, wo Frau Emma und ihre Kellnerin mehrere Tage hindurch nie aus den Kleidern kamen, nur auf einem Stuhl der notwendigsten Ruhe pflegten, es wanderte immer und die Haustüre konnte nie geschlossen werden.

Und der Jammer erst, als die Verwundeten kamen, auf Stroh gebettet, in federlosen Leiterwägen, wie litten da die Ärmsten und was litten die, die den Jammer mit ansehen mußten, ohne helfen zu können. Alles eilte mit Lademitteln herbei, Frau Emma war nicht die letzte. Überall, besonders in Bozen, war alles überfüllt mit Blessierten, die mitleidigen Bewohner wetteiferten, diesen zu helfen. Die Mondscheinwirtin, Frau Nußbaumer, mit dem goldenen Herzen, schickte täglich Leckerbissen ins Lazarett. Einmal traf es die Niederdorfer Kochenlernerin Emma, die fünfzehnjährige Tochter der Witwe Hellenstainer, das Körbchen hinauszutragen. Wie sie dort auszuteilen beginnt,

eilt ein Soldat auf sie zu. „Bafele, grüß Gott!“ Emma kennt ihn nicht; aber bald stellt sich heraus, daß es der Better Berger aus Windisch-Matrei war; er erkannte das Bäschen an der Ähnlichkeit mit der Mutter. Und nun erzählte er: In der Schlacht bei Solferino hatte es ihn erwischt, ein Schuß ging ihm durch die rechte Hand. Er versicherte, daß er von der Verwundung gar nichts verspürte und ihn erst seine Kameraden, welche ihn bluten sahen, darauf aufmerksam machten. Übrigens war er schon bald geheilt. Und noch eine Bemerkung: das berühmt gewordene Sturmwetter am Nachmittage der Solferinoschlacht sah man über Ampezzo ganz schwarz herausziehen. Emma nahm den Better zu sich in den „Mondschein“, da wurde er noch ein bischen ausgefüttert, dann ging es dem Bustertale zu.

Emmas Lehrjahr war vorbei, der Gasthof „Mondschein“ war eine ausgezeichnete Schule für Wirtstöchter und angehende Wirtinnen, nur noch übertroffen von der „Kaiserkrone“ in Bozen, erst im Besitz des Herrn Peter Gelb, eines Augsburgers, der später als Privatmann ständiger Sommergast bei Frau Emma war, nachdem er das Hotel „Kaiserkrone“ an Familie Buchner verkauft hatte. Und die junge Emma sah ihrer Rückreise nach Niederdorf mit großer Freude entgegen, hatte sie doch jeden Trick der Kochkunst erlernt, Butterteig, Strudl usw., war sogar imstande, Vogelneftchen aus gesponnenem Zucker zu machen, welches Kunststück keiner ihrer Schwestern gelingen wollte. Sollte man es glauben, daß der „Mondschein“ keinen Sparherd besaß, sondern nur offenes Feuer? Die Braten drehten sich am Spieße, die „Röche“, Aufläufe, Torten und

Ruchen wurden zum Bäcker getragen, der gegenüber war und in dessen Backofen alles aufs beste gedieh. Aber dabei kostete es den Kochenlernerinnen viel Mühe und Herzensangst. Lehrjahre waren auch damals keine Herrenjahre! Nun winkte die Freiheit. Onkel Louis, Frau Emmas jüngster Bruder, anfangs der sechziger Jahre Koadjutor in Aurach, hatte Ferien, die er bei seiner Schwester in Niederdorf verbringen wollte. Er machte einen Abstecher nach Bozen, um sein Bäschen heimzugeleiten und zugleich einen langgehegten Wunsch in Erfüllung zu bringen, nämlich das „Kalterer Fräule“ zu sehen. Es war dies die im Jahre 1812 geborene Maria v. Mörl, Tochter eines Gutsbesizers, von Jugend auf von einem überaus reizbaren Nervensystem und großem Hang zu religiösen Übungen. Die besonnensten Männer, die kühlfsten Beobachter, Ärzte wie Laien, schilderten deren Zustand als höchst wunderbar. Maria lag da mit offenen Augen und gefalteten Händen, ohne etwas von allem, was sie umgab, zu sehen oder zu hören und ohne die mindeste Nahrung zu sich zu nehmen, mit Ausnahme des Saftes von zerdrückten Trauben oder Zitronen. Kein Zucken der Wimper verriet, daß Leben in diesem Körper war, der Atem war so leise, daß er nicht wahrgenommen werden konnte. Sobald aber während der heiligen Messe die Glocke das Zeichen der Wandlung gab, richtete sie sich mit Blitzesschnelle auf und schien in der Luft zu schweben. Maria betete nicht auf den Knien liegend, sondern ruhte auf „gebogenen Beinen“, wodurch der Eindruck des Schwebens hervorgebracht wurde. So berichtete Emma. Schon in den dreißiger Jahren war der Zulauf, um die „Heilige“ zu sehen, ungeheuer. Scharen

frommer Pilger zogen zu Hunderten zu Fuß und zu Wagen nach Kaltern. Später wurde der Besuch derselben von der Behörde verboten, und nur wenn man durch einen Freund in die Familie von Mörl eingeführt wurde, konnte man Zutritt erlangen. Jetzt hatten zwar die Wallfahrten zu ihr aufgehört, doch ihr Zustand war noch immer unverändert. Wenn sie der bei ihr befindliche Geistliche beim Namen rief, schien sie aus ihrer Lethargie zu erwachen, strich sich die Haare zurück, das Auge wurde lebhafter und sie antwortete auf vorgelegte Fragen, aber schnell sank sie wieder in ihren gewöhnlichen Zustand zurück und pflegte zu sagen: Laßt mich, ich bin nicht für diese Welt, laßt mich fort! Maria hatte regelmäßige Züge, lang herabhängende blonde Haare, die Lippen waren fest geschlossen, die Wangen leicht geröthet. Ein hervorragender Arzt äußerte sich, daß ihr Zustand zwar nichts Uebernatürliches darstelle, ihre Frömmigkeit jedoch nicht krankhaft sei. Wahr ist, daß ihr Anblick einen tiefen Eindruck hinterließ und niemals zu Spöttereien Veranlassung gab. Der Zustand dieses Fräuleins blieb ein tiefes Räthsel, das niemand zu lösen imstande war; sie starb im Jahre 1868.

Nun ging's nach Hause. Emma wurde im Triumphe empfangen und nun ging ein Erzählen los . . . , bis die undankbaren, unhöflichen Zuhörerinnen sagten: Geh, hör' einmal auf! Oder erzähle und wenigstens von der Krinoline! Ist es wahr, daß in der Stadt alles schon Reifröcke trägt, und wie kann man damit niederknien, und wie hat man damit im Stellwagen Platz? Und wird uns die Mutter auch einen solchen kaufen oder machen lassen? — Emma wußte nur die erste Frage zu beantworten: in

Bozen gingen alle in Reifröcken daher (wohl nicht für einen Künstler, höchstens für einen — Geometer eine annehmbare Figur). — Nur eine Dame in Bozen, und zwar eine der nobelsten und reichsten, hatte keinen. Ihr Mann, Keeder Scholmien aus Hamburg, gestattete es seiner Frau, einer geborenen Ferrari, durchaus nicht. Sie suchte diesem Mangel durch zwei bis drei gesteihte Unterröcke abzuhelpfen, aber der richtige Effekt ließ sich nicht herausbringen. Dann fing man auch auf dem Lande damit an, zum großen Ärger der Familienväter und Mütter. In Windschnur hatten die sechs schönen Töchter auch solche mit Bambusstäben angefertigt und paradierten damit herum. Nun mußte die Mutter einmal des Nachts, als die Mädchen schliefen, die Röcke dem ergriminten Vater bringen, der sie auf dem Hackstoß kurz und klein zerhackte. Als die Krinoline längst verpönt war, gab es in Niederdorf noch immer zwei bis drei alte Fräulein, die derselben bis an ihr seliges Ende treublieben.



Der kleine Eduard.

Der Stellwagen-Seppel hatte aus einer aufgelaassenen Kapelle ein Altärchen erworben und brachte es heim. Großer Jubel bei den drei Jüngsten! Wo wird es aufgestellt? Nirgends anders, als in der Strageneggstube; die alte Frau freute sich auch darüber. Den ganzen Tag drängte die Arbeit, aber zum Rosentranz kniete sie sich nieder, „damit ihre alten, armen Augen rasten konnten“. Jetzt konnte sie dies vor dem Altärchen tun. Der

kleine Eduard hatte nun viel zu tun, denn es war „aufzurichten“, anzuzünden, abzulöschen, Andachten abzuhalten. Nur mit den Ministranten war es schlecht bestellt, da waren Luise und Hermann, die sich aber nicht immer dazu herbeiließen. Einmal kam es vor, daß der kleine Pfarrer beim Messelesen auf dreifache Art in Anspruch genommen war: mit einer Hand hob er den Kelch empor, mit der anderen mußte er als gleichzeitiger Ministrant läuten und er hätte noch eine dritte gebraucht, um sich die Tränen abzuwischen, die er ob seiner Verlassenheit geweint. Die Messgewänder fertigte Frau Stragenegg aus buntem Papier an. Einmal gab es eine lustige Hochzeit. Der kleine Post-Ferdinand und Luise vom Schwarzadler wurden getraut. Die kirchliche Zeremonie ging rasch und ohne Zwischenfall von Statten. Das große Hochzeitmahl mit vielen Geladenen wurde im Schmiedanger gehalten. Es gab zuerst eine Suppe aus Zuckerwasser mit Semmelbröcklein, die von allen ausgezeichnet befunden wurde. Darauf kam eine Schüssel mit Salat: Rosenblätter, nudelig geschnitten, mit zerpflückten Stiefmütterchen vermengt, wunderschön. Er wurde herumserviert, aber man fand es zu schade, dieses Schaustück zu zerstören. Darauf kam der Braten: eine Ente, braun und knusperig, nicht größer als eine Nuß, auf goldgerändertem Porzellanteller — leider war dieser leckere Braten aus demselben Material, wie der Teller, noch dazu an diesem angewachsen. So mußte man sich damit begnügen, ihn herumzureichen. Damit man nicht hungrig vom Tische aufstand, gab es noch Kaffee. Die Postmeisterkinder hatten ein Puppenkaffeefervice, welches das ganze Jahr im Glaschrank angestaunt wurde. Heute

gab es die Postmama aufs Betteln heraus. Die Kannen wurden gefüllt mit Milch und aufgelöstem Feigentaffee, der reinste Mokka, wenigstens der Farbe nach. Das Service war für sechs Personen, jedoch die Gäste in doppelter Zahl, aber man richtete es so ein, daß jeder Hochzeitsgast den Genuß eines Schlüßchens aus den fingerhutgroßen Tassen haben konnte. Nun meinte einer: „Wir haben ja das Klausmachen vergessen, das muß bei jeder richtigen Hochzeit sein: es müssen dem Brautpaare nach dem Kirchgange Schranken aufgerichtet werden, wo es sich dann loszukaufen hatte. Wer soll dazu aufgestellt werden?“ Der unternehmungslustige Bräutigam meldet sich nun auch für dieses einträgliche und kurzweilige Amt, obwohl nicht einzusehen war, wie es sich mit seiner Hauptrolle vereinigen ließe; indeß man gibt es schließlich zu, doch kommt die Einwendung, der „Klausmacher“ habe maskiert zu sein. In Ermangelung etwas Passenderem wird dem kleinen Ferdinand ein Weiberrock übergeworfen. Tief getränkt über eine solche Schmach — er ist aber auch stolz auf seine Höslein — fängt der Hochzeiter an zu weinen und zu zetern, und das Fest, das so schön begonnen, nahm kein harmonisches Ende.

Unser Eduard nahm sich vor, ein Geistlicher zu werden. Aber das Gasthaus? Wie oft hörte er die Mutter seufzen: „Wenn nur Eduard einmal die Jahre hätte, mir die Last abzunehmen!“ Es gab nur einen Ausweg: „Frühmesser werden“. Neben dem Schwarzadler befand sich das Benefiziatenhäuschen, wo der Frühmesser ganz nahe seiner Kirche wohnte. Herr Franz Xaver Maierunterecke hatte dort im Winter um 6 Uhr, Sommerzeit um 5 Uhr die

heilige Messe zu lesen. Eduard kalkulierte, daß dieser Beruf sich mit dem des Gastgebers vereinigen ließe, — da konnte er schon wieder beizzeiten als Wirt auf seinem Posten sein. Dieser Herr Meierunterecke muß beschrieben werden: Geboren in St. Laurenzen am 28. Mai 1810, kam er als Studentlein nach Brigen. Es gelang den Seinigen nicht, für ihn mehr als drei Kosttage in der Woche zu erbetteln. Und die übrigen vier Tage? Da war seine Verpflegung dem Zufall anheimgestellt. Entweder war es ein mitleidiger Kamerad, der das Brot mit ihm teilte, oder er kam früh genug zu einem warmen Süpplein an der Kapuzinerpforte. Später aber wußte er sich durch Stundengeben über Wasser zu halten. Eine Scheune war sein Quartier. Seine Eltern lebten mit äußerster Sparsamkeit, alles mußte für den Studenten erübrigt werden. Die Mutter kochte, was sich mit Wasser und Mehl herstellen ließ. Aber er hielt aus und wurde am 2. Dezember 1824 (am Tage vor seinem Namensfeste) zum Priester geweiht, kam auf verschiedene Kooperatorenposten und am 1. Juli 1841, zwei Jahre vor Frau Emma, nach Niederdorf. Manchmal erzählte er von seinen Entbehrungen während des Studiums, wie sehr ihn bisweilen hungerte, und jetzt, schloß er, „wo ich mir alles gönnen könnte, jetzt muß mein Magen ver-schrumpft sein vom vielen Entbehren, daß ich dies ‚gute Leben‘ kaum mehr ertrage“. „Das gute Leben“ mit jährlich 600 Gulden! Doch seine Wirtschäfterin, das alte „Frühmeßmoidelse“, wußte das Einkommen zu strecken; half in den Nachbarhäusern gegen kleines Entgelt aus, hielt den „Herre“ zurück, zankte ihn wohl auch gelinde aus, wenn er bei der Tarockpartie abends bei der „Post“ ein „Sech-

serl“ verlor. Seine Hauptfreude war das Geigenspiel am Chore, er und Tassenbacher sind durch viele Jahre Primgeiger gewesen — und mit welchem Eifer! Wenn die anderen Musikanten und Sänger beim „Allegro furioso“ zurückblieben, nicht mehr mitkonnten, wie begann er zu stampfen, in seinem Ungestüme sprang eine Violinseite nach der andern; unbekümmert entriß er seinem Nebenmann die Geige und versäumte kaum einige Takte. Der Raum im Chor war beschränkt, die Sopransängerinnen in seiner Nähe waren immer in Gefahr; in seinem Über-eifer hatte er einmal der Niederdorfer Primadonna den Hut vom Kopfe geegigt, indem sich der Fiedelbogen darunter verfing. Er starb am 30. März 1885, nachdem er vorher noch seine Tüchtigkeit und Beliebtheit als Provisor der verwaisten Pfarrerstelle bewies. Dieses Frühmehßenstium wurde von einem der Herren v. Kurz, die in der Niederdorfer Geschichte eine große Rolle spielen, auf ewige Zeiten gestiftet. Des Stifters Frau war eine „Strieglin“; (die Familie Striegl ist seit 600 Jahren als Niederdorfer Ortsangehörige nachweisbar). Also der Chor in Niederdorf war zu eng. Andreas Kühbacher vulgo Ringler Anderle, zwar selbst kein Musiker, wohl aber „Gönner“, studierte schon lange am Erweiterungsplane des Chores. Bei der fidelen Abendgesellschaft im „Schwarzadler“ kam eines Sonntags wieder darauf die Rede. Anderle hatte die ganze Frage schon durchgekopft. Gut, nur Papier und Bleistift her. Er macht den Grundriß, — es will aber nicht gehen, das Papier ist zu klein. Der Uhrmacher Kerschbaumer weiß Rat; er schafft das größte Mudelbrett der Küche zur Stelle. Das genügt. Er bringt seinen Plan mit

der Kreide zur Ausführung. Meine Herren! Unsere Pfarrkirche ist, wie Sie wissen, im „byzantinischen“ Stil; folglich muß sich die Emporkirche der „byzantinischen“ Richtung anpassen! „Bravo, recht hat er!“, brüllte es im Chorus, „byzantinisch, nur immerhin byzantinisch“. Anderle war von Beruf Klempner. In seiner Ringlerstube versammelten sich um die Zeit, wo der Städter ins Café geht, alles was im Dorfe auf Intelligenz Anspruch machte, sogar der Sommergast aus Hamburg, Wilhelm Scholwien, der auf seinen eigenen Schiffen nach Amerika fuhr, zu einem gemüthlichen Tratsch. Es wurden wohl auch die Weltereignisse besprochen. Anderle hantierte unterdessen zwischen Topfdeckeln und Gießkannen und Häfen. Weil ihn das Augenlicht schon ziemlich verließ, mußten seine Besucher, meistens Spediteur Josef Mayr, durch die Löpfe nach den Löchern gucken und ihm dieselben bezeichnen, sonst lötete er am Ende daneben und damit wären die Hausfrauen natürlich unzufrieden gewesen.

Gäste von weither.

Einmal brachte der Stellwagen von Brixen eine englische Familie. Das Haupt desselben stellte noch vor dem Aussteigen die Frage: „Gibt es bei Euch Sauerkraut?“ Verwundert bejahte die herbeieilende Wirtin jene sonderbare Frage. „Gut,“ sagte Mr. Colquhoun, „dann bleiben wir hier“. Dem Wagen entstiegen sodann Herr und Frau, sowie zwei Töchter, Isabel und Florence, mit den Rosenamen Diddie und Piggie. Mr. Colquhoun war ein fest-

famer, aber liebenswürdiger Mann, voll Wiß, und gleich in den ersten Tagen mit der Einwohnerschaft bekannt und vertraut. Auf dem drehbaren Schusterstuhl des Meisters Amhof sitzend, erzählte er und ließ sich erzählen, als wären sie alte Bekannte. Mit dem Stedile Binder (Küfer) befreundete er sich auch sehr bald und verbrachte viele Stunden in seiner Werkstatt. Beim Handschuhmacher — dieser Beruf war früher sowohl in Niederdorf, wie auch in Toblach und Innichen sehr entwickelt — bestellte er sich Duzende von rehlledernen Handschuhen für seine Damen, wohl zu ihrem Leidwesen, denn diese hätten sich mit diesem Artikel lieber in Paris versorgt. Übrigens scheint er ihnen bei Bestellung von Toiletteartikeln keine Wahl gelassen zu haben. Mrs. Colquhoun sagte einmal: „Er kauft uns lieber Diamanten als Hemden“. Die Töchter lernten und erlernten beim Schulmeister Franz Egarter während ihres Aufenthaltes in Niederdorf fließend und korrekt die deutsche Sprache. Miß Isabel kletterte mit einigen jungen Ortsangehörigen auf die Berge und kehrte einmal, von einem Hoffstaat enthusiastischer Bergsteiger umgeben, vom Saarlkofel zurück, geschmückt mit einem Diadem von selbstgepflücktem Edelweiß; sie war eine höchst anmutige Alpenkönigin! Meister Stedile verfertigte ein nobel gearbeitetes Krautfäß mit den kunstvoll ausgestochenen Initialen seines englischen Freundes, und sobald es Kohlköpfe gab, wurden sie eingesehritten und das Faß gefüllt, mit der Bestimmung nach Cannes, Villa Les Mimosas, Boulevard de la Croisette, dem Winteraufenthalt der Familie . . . Der Herbst war da. Morgens vier Uhr ging schon das Dreschen los . . . Am 3. Oktober reisten sie ab mit dem Versprechen, bald



wieder zu kommen und in Freundeskreisen Propaganda für Frau Emma zu machen. Von da an war sie auch über dem Meere bekannt. Einen Teil ihres Vorsatzes hielten sie nicht und kamen erst wieder nach Jahren, angekündigt durch einen Brief mit folgender Adresse: „An Frau Emma Hellenstainer, wenn sie nicht mehr lebt, an Postmeister Franz Hellenstainer, und wenn der nicht mehr lebt, an Franz Egarter, Lehrer, oder an den jeweiligen Gemeindevorsteher!“ Alle Adressaten lebten noch; die liebe Familie traf wieder ein, überdies brachte Mr. Colquhoun einen Schwiegerjohn in spe mit, „The Right Honourable, the Earl of Limerick von Dromore Castle, Ireland.“

Doch Niederdorf war nicht mehr das vom Jahre 1862. Statt Postkutsche und Stellwagen regierte das Dampfroß. Romantik und Gemütlichkeit waren dahin.



Ein anderes Bild.

Die Schwarzwälderuhr in der Gaststube holte aus zum Stundenschlag, es war sechs Uhr morgens. In der Ecke spinnen zwei Mägde seit vier Uhr früh. Das Plaudern ist verstummt. Frau Emma an ihrem Schreibtisch, der das Bureau darstellt, spricht halblaut zu sich selbst. Es geht immer noch recht gut mit der Stellwagenfahrt; auch heute wieder alle Plätze, bis auf zwei, vorgemerkt. Nun hört man die Haustüre öffnen und in der „Lade“ beginnt ein Trampeln, Scharren und Schneeabschütteln! Herein kommt der Hanslerbauer von Brags mit seinem Weibele. „Grüß Gott, Hansler, Grüß Gott, Frau Mutter; bekommen wir noch Platz im Stellwagen?“ „Ja freilich, gerade zwei Plätze sind noch frei.“ Sie setzen sich an den Dfentisch und bald wird ihnen die bestellte halbe Maß Glühwein serviert. Frau Emma schreibt die Vormerkfcheine und dann beginnt ein gemütliches Diskurieren, zur Abfahrt ist's noch lange hin. „Ich muß mit der Nanni nach Innsbruck zu einem Augendoctor; heute bis Brigen, wir bleiben beim „Elefanten“, da wird Herr und Bauer gut gehalten, morgen geht's über den Brenner. In Innsbruck kenne ich mich ganz gut aus, war ja auch vorferten (vor zwei Jahren) dort beim großen Feste zur fünfhundertjährigen Vereingung unseres Heimatlandes mit dem angestammten Herrfcherhause, war auch dabei, als man dem Kaiser bei der Fahrt nach der Hofburg die Pferde ausspannte und stellte mich an die Deichsel. „Nur kein Unglück, meine Herren“, warnte der Monarch.

Die Frau Emma wußte schon auch davon zu erzählen, war damals in Innsbruck mit ihrem Neffen, dem jungen Bärenwirt von St. Johann. Am besten hatte ihr da gefallen, wie die Brigentaler Schützen daherzogen, die schöne Friedrich Zenzi als Marketenderin zwischen ihren beiden Brüdern marschierend, hatte an einem über die Schulter geschlungenen Lederriemen das Weinsäßchen hängen, daraus sie dem Kaiser beim Vorüberziehen in kunstvollem Pokale feurigen Etzländer kredenzte. Der Trunk wurde huldvoll angenommen, aber, o Mißgeschick! Als sie nach dem Trunkte die Hand ausstreckte, um den Becher zurückzunehmen, stach sie eine Wespe, und das durch die Lippen des teuern Landesvaters zur kostbaren Reliquie geweihte Glas lag in tausend Scherben am Boden.

Die Ober- und Unterschützenmeister, die ja vollzählig zum Feste erschienen waren, zog man in der Hofburg zur Tafel. Ob sie sich daran gütlich taten? Besonders am Champagner, bis der Diensthabende erklärte: „Leider, meine Herren, er ist ausgetrunken, es ist keiner mehr im Keller.“ Gewaltig ging's zu am Hauptschießstande, es war ein Eifer, ein Drängen, damit alle darankamen. Ein blutjunger Unterinntaler, fast noch ein Knabe, schießt an der Hauptscheibe. Lange hat er gezielt und gemessen und nun faßt das Blei hinaus. Ja, was ist denn das? Der Zieler macht einen Wurzelbaum und schwingt dreimal sein gelbes Hütl, dröhnend geht ein Pöller nach dem andern los! . . . Zentrum, Zentrum, geht's von Mund zu Mund; — aber der Meisterschütze erbleicht, es wird ihm übel und läßt sich auf die Bank fallen. So was tut der freudige Schreck! — So wird gegenseitig erzählt. Nun sagt Frau Emma:

„Aber so blank kann die Bäuerin jetzt im Winter nicht über den Brenner fahren, ich leih' ihr einen warmen Schal.“ Jedoch der Bauer will von solch „hearischem“ Zeug nichts wissen. Ohne auf ihn zu achten, hüllt man seine Frau in ein warmes Tuch. Wird es der Frau Emma nicht sehr abgehen. Nein, sie hat noch eine Menge Tücher. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Hülle der Frauen stets der Schal. Da gab es alle Sorten davon, aus Wolle und Seide, Spitzen und Chenille; den für die Werktage, jenen für festliche Gelegenheiten. Jacken gab es nicht, aber Mantillen und „Wickler“. Später kamen Paletots und Jackette in Mode, der Schal wurde verpönt und es bemächtigte sich desselben die bäuerische Bevölkerung. Jetzt sieht man im Winter in der Kirche kaum eine, die nicht ihren Schal um hat; höchstens die Braut verschmäh't es, bei ihrem dritten Aufgebot die Festtracht unter einem Tuch zu verstecken.

Nun wird angespannt, die Fahrgäste nehmen ihre Plätze ein, der Kutscher klettert auf den Bock und der durch „Rufen“ in einen Schlitten verwandelte Stellwagen fährt unter lustigem Schellengeklänge ab. Jetzt wollen wir das weitere Schicksal dieses Bauernpaares erzählen. In der Augenklinik in Innsbruck versprach man das Menschenmöglichste zu tun, jedoch weder Heilung noch Besserung trat ein und dazu quälte sie schmerzliches Heimweh! Sie wurde wieder nach Hause gebracht. Nicht lange darauf rief sie jener in die himmlische Heimat, der am besten weiß, was uns frommt. Wie sehr war die Bergheimat öde geworden — es fehlte die treue Mutter. Und der Bauer, ehemals der Fröhlichste und Gesprächigste unter seinen Nachbarn, schlich

nun kleinmütig und einsilbig umher. Sein Ältester, dessen Herz vor Mitleid schmolz, sagte zu ihm: „Ihr müßt nur wieder heiraten, die Mädchen sind ja noch so klein, es geht nicht ohne Hausfrau.“ Als die Erde sich zum zweiten Male mit neuem Grün schmückte und im Dickicht der Kuckuck rief, begann der Bauer den Rat seines Steff in Erwägung zu ziehen. Er wüßte schon eine, die ihm gepaßt und gefallen hatte, aber „ob sie mich mag“. — Es wurde ihm Antwort, noch ehe er sie gefragt hatte. Nächsten Sonntag, auf dem Weg zur Kirche, begegnet er gerade diesem Moidele; nun hatte sich diese am harten Brot einen Vorderzahn ausgebissen und sie weiß es von ihrem kleinen Spiegel, wie sehr sie das verunziert. Als sie den Witwer nahen sieht, und zu grüßen hat, preßt sie wie ungefähr ihr geblumtes Schneuztüchl vor die entstellende Zahnlücke. Aber der Bauer hatte das kleine Manöver schon bemerkt und richtig eingeschätzt. Es folgt eine Unterredung mit seinem Ältesten. Folgende Nacht streben zwei Gestalten dem Hause zu, wo die Holde wohnt; der Jüngere trägt eine Leiter, selbe wird ans Kammerfenster gelehnt, der Werber steigt hinauf, der treue Steff hält die Leiter und die Wacht, es wird ans Fenster geklopft und . . . wie geht das Lied:

Schlan's Diandl, geh, steh auf, tu mi einlaff'n,
 Nach' mi nôt a so lang wart'n, auf der freien Straß'n.
 W'rum nôt gar? hat sie g'sagt, bei dem Türkl da bleibst stehn,
 Ästen wear ich schon zum Bracht'n (Erzählen) außgiat'n.

Und wie ich a so wart' da bei der Stabst'n ihrer Tür,
 Ästen hör' ich sie was red'n und mir kimmt es g'spässig für,
 Denn, a Wörtl hör' i's sag'n, wos mi alleweiln grabt,
 Scheint mir völlig, daß an andern Liaba hat.

So, liab's Diandl, sigst, dein Lun ist mir lang schon bekohnt,
 Der Kampl auf'm Kopf und das Ringl an der Hond?
 Wer hat dir's denn göb'n und von wem host es her?
 Woast, zu dir da kimm i sicher nimmamehr!

(Truchtlabl aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts.)

Nein, so hat er nicht gesungen, hat überhaupt weder gesungen noch gepfiffen, sondern nur in der schlichsten Form ihr seine Hand angetragen und sie gebeten, seinen Kindern eine gute Mutter zu werden. Er stieg von der Leiter herunter als angenommener Freier. Man zögerte nicht lange mit der Hochzeit. Der Bund war ein glücklicher, die hochehrenwerte, christliche, wohlthätige Familie hatte die richtige Hausfrau bekommen. Dieses hier beschriebene, ganz eigenartige „Fensterln“, wo der Sohn dem Vater die Leiter hielt, verdiente ja aufgezeichnet zu werden.

In der Küche.

Frau Emma hatte stets verlässliche, treue Dienstboten. Vor allem eine brave Köchin, die blonde Anna von Frenes aus Riens bei Ehrenburg. Im Gegensatz zu vielen ihrer Kolleginnen von ruhiger, sanfter Gemütsart, im Kochen eine Künstlerin. War nichts beim Herde zu tun, so setzte sie sich an ihr Spinnrad und hatte als Bevorzugte auf ihrem Rocken nicht Flachs sondern Seide, wie die Frau selber. Wenn der „Weinherr“, Baron Salvadori aus Margreid im Juli kam, für die abgeholten Fuhren Wein zum „Jakobipreis“ abzurechnen und das Geld einzukassieren, so brachte er der Frau Emma wohl ein



Duzend Pakete Rohseide mit zum Spinnen. So war es von jeher gebräuchlich und die Geschäftsverbindung zwischen dieser Familie Salvadori und den Hellenstainern von Niederdorf bestand ununterbrochen schon damals weit über 100 Jahre (einzig in Tirol). Einem Urahn der Salvadori wurde der Adelstitel unter Kaiserin Maria Theresia zuerkannt für die Einführung der Seidenraupenzucht und Spinnerei im Lande. Also Anna spann Seide und die andern Mägde Flachs. Kam der kühle Abend, so hatte sie ein Bedürfnis, unter dem alten Lindenbaum neben dem Hause (dessen schon im Tiroler Ehrenkränzlein vor 200 Jahren Erwähnung getan wird) auszuruhen und frische Luft zu schöpfen. Merkwürdigerweise hatte der Obergesell von der Schmiede just um die Zeit herum dasselbe Bedürfnis, und was ist begreiflicher, als daß die zwei sich gegenseitig unterhielten — über nichts sagende Dinge, aber nach den Augen der beiden zu schließen, mußte es doch höchst interessant sein. War das Viertelstündchen vorbei, so kam es Anna vor, ihre Füße berührten keinen Erdboden mehr, o nein, sie meinte zu schweben und dachte jedesmal: morgen werden seine Lippen wohl aussprechen, was heute nur mit den Augen gesagt war; jedoch dieses

„Morgen“ wollte nicht kommen. — „Wie schüchtern doch diese tapfern Männern sind; ich weiß, er braucht eine Frau, er will sich ja selbständig machen.“ Sie kalkulierte ganz richtig: Er suchte eine Frau, aber — eine reiche und Nannele besaß nichts. Um die 50 Gulden Jahreslohn kamen ihre zwei Brüder, der Maler und der Lehrer, jeder mit großer Familie und kleinem Gehalt, denn „du brauchst es ja doch nicht!“ Zwei Paar Schuhe, Hemden, Schürzen waren eingedingt, ihr Sonntagsstaat, der eingewirkte Schal und die Pelzhaube mit Goldstickerei in der Mitte, würden, wie es in jener Zeit tatsächlich bei vielen der Fall war, ihr lebelang reichen. — Und der Seppl suchte und fand eine reiche Frau, eine Bürgerstochter aus Sterzing, man hatte eine Schmiede in Aussicht und wollte mit dem Heiraten nicht zögern. Als dies Anna zu Ohren kam, meinte sie freilich, jetzt sei es mitten im Tag finster geworden! — Ach, warum hatte sie ihre Augen auf diesen stattlichen Burschen geworfen, sie, so arm, so klein, so unbedeutend? Aber die Welt steht nicht still wegen eines gebrochenen Herzens, auch nicht wegen tausenden; es heißt weiterleben. Nächsten Morgen um fünf Uhr wunderte sich die Kochenlernerin, warum denn die Köchin heute schon aufstehe, sah, noch halb im Schlaf, wie sie sich mit geweihten Medaillen und Skapulier behängte. Sie wird in die Frühmesse gehen, dachte sie, ... drehte sich um und schlief weiter. Die Köchin ging aber nicht in die Frühmesse sondern — in die Kienz! Der Kößler war beim Morgengrauen beim Einspannen, schaute gegen Osten um das Wetter aus. Ja, was kommt denn jetzt da im Bach herunter für ein Klumpen? Und auf einmal hebt sich ein weißer Arm. „Um Gottes willen,“ ruft

er dem vorübergehenden Garber Hans, Orgelaufzieher, zu, „da ist ein Mensch im Bach!“ Er eilt die Böschung hinab, steigt hinein in die reißenden, eiskalten Fluten, auf das Opfer zu und müht sich, es zu fassen. Es drohen die Wellen ihn umzuwerfen, aber da ist schon Hans zu Hilfe gekommen und beiden gelingt es, die nur mehr schwach Widerstrebende ans Ufer zu bringen. Im Dorfe glaubt alles an einen Unfall, nur Frau Emma und der alte Doktor wußten um den Sachverhalt, es kam nie ganz auf, denn die beiden waren keine Schwäger. Dr. Kunater riet, sie solle Niederdorf verlassen. Er verschaffte ihr eine Stelle auswärts bei einem Kollegen, der ein Heilbad hatte; dort war für Anna ein Wirkungskreis und sie fand sich mit der Zeit wieder zurecht.



Marie.

Nicht so leicht war es aber für Frau Emma einen Ersatz zu finden und ihre bald fünfzehnjährige Tochter Marie trat unerschrocken in die Bresche. Doch wurde sie noch, als ein provisorischer Ersatz gefunden war, zum unerläßlichen Kochenlernen nach Salzburg ins Hotel Melböck geschickt. Sie kam zurück mit vielen Erfahrungen und neuen Rezepten. Inzwischen hatte der Niederdorfer Bürger Wassermann in kluger Erkenntnis, was der Ortschaft mit so reichem Fremdenverkehr noch mangle, seinen Ältesten in die Hofconditorei nach Karlsruhe gegeben, wo sich der geschickte, bescheidene, junge Mann so sehr das Vertrauen seines Prinzipals erwarb, daß ihm dieser — er

war schon bejahrt und kinderlos — das Geschäft übertragen wollte. Jedoch die Anhänglichkeit an Eltern und Heimat ließ den jungen Wassermann das glänzende Anerbieten ausschlagen . . . Als nach seiner Rückkehr im Dorfe eine Zuckerbäckerei aufgemacht wurde, war Marie entlastet. In der letzten Zeit hatte die Küche kaum mehr allen Anforderungen genügen können, der Herd wurde zu klein; für Kuchen und Bäckereien mußte die Nacht herhalten. — Der jugendliche Zuckerbäcker schuf Wunder an Torten und Krapfen, gerade so wohlschmeckend, wie sie der „Schwarzadler“ geliefert hatte, aber viel kunstreicher und zierlicher. Marie hatte es nun leichter und ihm trug es den Titel: „Hofkonditor der Frau Emma“ ein, wie ihn von nun an die Fremdentolonie von Niederdorf scherzhaft nannte. — Also die Mutter brauchte sich nie mehr um die Küche zu kümmern, ebenso wenig gab Marie das Zepter aus der Hand, bis zum Jahre 1873, wo sie der Sternwirt von Brunek, Eduard Tolbt, als Gattin heimführte. Emmas Tochter wurde, wie leicht zu denken, eine vortreffliche Frau und Wirtin, die Ehe war eine glückliche. Was diese Marie im „goldenen Stern“ geleistet, darüber ließe sich wohl auch ein Buch schreiben, wie viele Bürgerstöchter sie im Kochen unterrichtet, Pustertaler Mädchen zu vorzüglichen Dienstboten herangebildet hat, ist noch immer in dankbarer Erinnerung.

Im Jahre 1895 verwitwet, ging sie nach dem Trauerjahr (noch immer eine stattliche Frau) mit Herrn Ferdinand Demek aus Gröden eine zweite Ehe ein. Auch diesmal hatte sie ihren Schritt nicht zu bereuen; es war ihr an der Seite dieses vortrefflichen Mannes im schönen St. Ulrich

das glücklichste Familienleben zuteil. Ferdinand Demek da Furdenan, ein hervorragender Künstler in seinem Fach als Bildhauer und Altarbauer (und der edelste Charakter). Er wurde schon in seinem 28. Lebensjahre mit dem goldenen Verdienstkreuz dekoriert. In den Kirchen des ganzen Landes bewundert man seine Schöpfungen, auch außerhalb des Kontinentes sind Werke von ihm aufgestellt. Amerika und Australien nicht ausgeschlossen. Seine Heimatgemeinde hat ihm vieles zu verdanken, vor allem die Gründung einer Akademie; seine Genialität wurde bei Kunstausstellungen vielfach durch Zuerkennung des ersten Preises für gelieferte Arbeiten gewürdigt. Söhne und Enkel haben zumeist die Laufbahn des Vaters mit Erfolg beschritten. Sein Ältester, Vinzenz Demek, hat auch schon Statuen überallhin, selbst übers Meer gesandt. Seine Arbeiten stehen denen des Vaters nicht nach; er kann den vielen Aufträgen kaum genügen. Von St. Ulrich (in der Grödner Sprache „Ortisei“) wird erzählt, daß ein Johann Demek zu Schuaut im Jahre 1703 als erster auf den Einfall kam, aus dem Holze der Zirbelnußkieser Bilderrahmen zu schnitzen, welche — obwohl plump und einfach — Abnehmer fanden. Martin und Dominik Vinazzer erkannten, daß hieraus dem armen Lande, wo der spärliche Roggen zum Lebensunterhalte nicht hinreicht, Weizen und Heidekorn aber der hohen Lage wegen nicht gedeihen, ein Erwerbszweig erstehen könnte. Das Zirbelholz, welches — weich und fettig — sich leicht formen läßt, fand sich im Überflusse vor. Die Brüder Vinazzer, mit Scharffinn und natürlicher Kunstfertigkeit begabt, versuchten sich nun an Figuren. Es gelang und sie fanden Nachahmer. Sie blieben aber da-

bei nicht stehen, sondern begaben sich nach Venedig, um Unterricht zu nehmen und kamen als Künstler zurück. Auf ihre Landsleute wirkte das gegebene Beispiel mächtig ein; alles begann in Zirbelholz zu schnitzen. Mit der neuen Tätigkeit erwachte in dem aufgeweckten Völklein ein eigener Geist der Industrie und Spekulation. Während die Weiber daheim schnitzten, zogen die Männer auf Handelschaft aus. Den Verkehr unter fremden Nationen erleichterte ihnen ihre Sprache, die aus lateinischen, französischen, italienischen, spanischen und deutschen Wörtern zusammengesetzt scheint. Sie dehnten ihre Reisen weit über Europa aus — in fremde Erdtheile. Die Fabrikanten daheim und die Kaufleute in der Fremde gewannen immer mehr Sicherheit, das Geld mehrte sich in den Kästen. Niemand klagte mehr über die Unfruchtbarkeit des Bodens, ließ er doch den herrlichen Baum gedeihen, der ihnen Arbeit und Wohlstand verschaffte. . . . Schon anfangs des vorigen Jahrhunderts hatten die Brüder Perathoner in Florenz, Neapel und Palermo ihre Warenhäuser. Die Gebrüder Insam besaßen solche in Venedig, Messina, Barcellona und Cadix; in Lissabon die Welponer; in Philadelphia Josef und Anton Meingutscher; Gudauner in Leipzig und Kunggaldier und Senoner in Nürnberg. Manchmal trafen alte Herren in Gröden ein, welche niemand kannte, doch sie wußten die Sprache des Tales zu reden; sie nannten ihre Namen und dann mußte man ihnen glauben, daß sie nicht Spanier, Portugiesen oder Holländer seien, sondern daß sie in Gröden geboren wären und im Alter dem heißen Drange nachgegeben, im geliebten Heimatlande ihre Tage zu beschließen.

Und die Grödner schnitzten und schnitzten, hundert Jahre und darüber, eine Kiefer nach der andern wurde gefällt, aber niemand dachte daran, den wohlthätigen Baum nachzupflanzen und zu hegen, und endlich war die Art an die letzte Kiefer gelegt. Nun mußten sie sich das Holz aus den andern Tälern beschaffen und heute beginnt sie überall rar zu werden.

Unsere Marie, im März 1902 zum zweiten Male verwitwet, zog zu ihren Geschwistern nach Meran ins Hotel Emma, wo sie unter Gebet und Arbeit still fortlebte bis zum Jahre 1924. Am 6. März entschlief sie, tief betrauert, und wurde in Bruneck in der Toldtschen Gruft beigeseht,

Vom „goldenen Stern“ in Bruneck, einer der ältesten und berühmtesten Gaststätten des Pustertales, wäre noch manches zu erzählen. Die Toldt besaßen es schon im 18. Jahrhundert; vorher gehörte es einem Georg Gartner. Eduard Toldts Mutter war eine Edle von Steuerer zu Riedburg, geboren 1781, gestorben an Altersschwäche im Jahre 1861. Selbe hatte zur Taufpatin die Erzherzogin Elisabeth, Tochter der großen Kaiserin Maria Theresia, und erhielt als Patengeschenk eine goldene Emailtaschenuhr, reich mit Brillanten besetzt, französischen Ursprungs, in der plumpen Erdäpfelform. (Liegt nicht der Gedanke nahe, Elisabeth habe sich dieselbe von ihrer Schwester Marie Antoinette besorgen lassen?) In diesem hochinteressanten, historischen Gasthause — jetzt leider Kaserne — befanden sich uralte Dokumente und Schriften; ein besonders kurioses aus dem Jahre 1795, ein Regulativ für Gastwirte, welches die Höchstpreise und anderes folgenderweise regelt:

Ordnung.

Welschermaßen auf gnädigen Befehl des Herrn N. u. N. fürstlichen Statthalter, Kanzler und Hofrath zu Briren die Tabern Wirth zu Bruned dies Siebzehnhundert und fünf und neunzigsten Jahr mit Ausschentung der Weine, abraitthung der Mahlzeiten, Zehrungen, Fütterung, Stallmuth und anderen, ohne Stalgerung oder Aufschlag sich verhalten und darwieder nit Schreiten sollen.

Wie zu vernemen:

Abraitthung der Mahlzeiten.

Eine gemaine Herren Mahlzeit an Fleischtügen	29 fr.
Und an Fasttügen	39 fr.
Von andern gemainen Mahlzeiten aber, da nit mit Fisch oder Wildpröth gespeist wird	23 fr.
Ein Sämer oder Fuehrmann Mahl	23 fr.

Ingleichen solle es auch mit Abraitthung der Mahlzeiten von Handwertszünften und Maister Mähleren gehalten werden.

Hochzeit-Mahlzeiten.

Zu einer firmen Bürgers-Hochzeit	36 fr.
Zu einer mittleren	32 fr.
Zu einer geringeren	26 fr.

Denen Frauen Perßohnen aber soll bey dergleichen Hochzeit-Mahlzeiten allwegen um 4 fr. weniger, und einer Jungfrauen um 6 fr. weniger, als einer Mannsperßohn, zu anderen Mahlzeiten aber denen Frauen und Jungfrauen um 2 fr. weniger geraithet werden. — Anbei denen Wirten insonderheit auferladen sein solle, die ankommenden Gäste alsobalden zu befragen, ob Sie die Mahlzeiten nach dieser vorgeschriebenen Ordnung besser oder schlechter haben, und tractiert werden wollen; folgentes nach Ihrem Begehren und eingenommener Mahlzeit die gebührende Abraitthung zu thun und keineswegs zu Klagen ursach zu göben, desgleichen wird ihnen Wirthen eingebunden, an Fleischtügen (außer bey ansehnlichen Mahlzeiten) nit mit Fisch und Fleisch zusammen zu tractieren, es werde dann Sach, daß solliches durch firmen Perßohnen aigentlich angefrimmet wurde, denen Wenigeren aber solliches zu thun ganz und gahr Bey sonderer Straff verboten sein solle.

Wein Tag.

Bernatscher oder Leitbacher hörtwein, diese sollen aber vor dem Auschenken für solliche Erkendt, und nach Gestaltfame der Sachen und derselben Güte allererst tagirt werden:

Ein Wiener Maaß gut gerecht und vergohrener Weiß oder Roth	20 fr.
Ein Schlechterer dito	18 fr.
Ein gut gerechter Brigner vergohrener	14 fr.
Ein guter Welscher	12 fr.

Fütterung u. Stallmueth.

Bei einem ganzen Mehen Fuetter sollen die Wirth nit mehrer

Gewing Haben als	17 fr.
Zwey Mehlen Fuetter	5 fr.
Ein ziemlicher Buschen Heu	4 fr.
Stallmueth auf ein Tag u. Nacht, wann mit Haber gefüttert wird	12 fr.
Und auf eine Nacht allein	6 fr.

Doch sollen die Wirth gut frisches Heu einzulegen sich befehlen, und das Bräsig und ungenüßliche nit untermischen. So wirdt denen Wirth u. Gastgeber hiemit ernstlich verbothen, denen Inhaimische Sommerszeiten über 10 uhr, und Winterszeiten über 9 Uhr zu Nachts das zehen, ittem denen Hand- und Tagwerchern Bauersleuthen und anderen Persohnen das unziemlich und Liederliche Spiehlen, auch übriges Trinken, Gottslöstern, Zuchhezen, oder Schelten nit zu gestatten, auch keine argwohne göst Mann- oder Weibspersohnen zu behalten, und unterschlaipf zu göbn, sondern solliche der Oberkeit zur abstraffung anzeigen sollen.

Weiters, sollen die Wirth und Gastgeber oder andere an Föst und Feyertagen (außer fremden Raifenden) weder Brandt- noch anderen Wein unter wehrenden Gottesdienst und Predig nit ausgeben oder Trünken lassen, anbei denen Gösten Ihre Zöhrungen in Spezie und nit per Pausch abraitthen, und ohne ihr, der göst Wissen und Willen keine Singer, Hosierer, oder Kurzweiller zu denen Lasten lassen, auch sobald Fremde göst, oder Persohnen ankommen, dieselbe anzuerinieren, keine verbothene Pichsen oder Waffen in dem fürstlichen Hochstift zu Tragen oder zu Führen. Zumahlen Sze Göst dem Nacht-

schreiber zur Aufschreibung Ihrer Lauf, und zu namen, und von Wannem Sze sind anzuzaigen bei hoher Straff.

Insahl aber Sze Wirth solliche Ordnung vorgehaltenemaßen in ein oder anderen übertröten und deme nit nachkommen würden, die sollen der Gebühr nach gestraft werden.

Zu Urkandt dessen hat der hochedelgebohrn, hochgelehrte Herr Christoph Alex von Klebelsberg zu Thumburg Hochfürstlich Brignerischer Stadtrichter allda zu Brunek und Richter in Antholz von amtswegen sein angebohrn adeliches Insiegl (jedoch in anderweg ohne Schaden) hier fürgedruckt und Jedem Wirth und Gastgeber ein sollich gleichlauthende Ordnung in Ihren Wirths Stuben, auf daß man diese Füeglich lesen kenne, an ein Laß aufzumachen, Behändigen laßen-

Ratificiert Laut gnädigen Hofraths Decret in dato Brigen den 24. Jänner 1795.

Ein anderes derartiges Dokument behandelt ein „Absolutorium über verrechnete Gelder des Religions Fonds pro 1789“, eigenhändig unterschrieben vom Kaiser Leopold II., und lautet:

Wir Leopold der Zweite von Gottes Gnaden erwählter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, König in Germanien, zu Jerusalem, Ungarn, Böhme, Dalmatien, Croatien, Slavonien, Galizien und Lodomerien; Erzherzog zu Osterreich, Herzog zu Burgund, zu Lothringen, zu Steyer, zu Kärnten und zu Krain; Großherzog zu Toscana, Großfürst zu Siebenbürgen, Markgraf zu Mähren, Herzog zu Brabant, zu Limburg, zu Luzenburg und zu Geldern, zu Würtemberg, zu Ober- und Nieder-Schlesien, zu Mailand, zu Mantua, zu Parma, Placenz, Quastalla, Anschwiz und Zator, zu Calabrien, zu Bari, zu Montferat und Teschen, Fürst zu Schwaben und zu Charleville, gefürsteter Graf zu Habsburg, zu Flandern, zu Tirol, zu Henne-gau, zu Riburg, zu Görz und zu Gradiska, Markgraf des hl. Römischen Reiches, zu Burgau, zu Ober- und Nieder-Lausitz, zu Pont à Mousson und zu Romeny, Graf zu Namur, zu Provinz, zu Vaudemont, zu Blankenberg, zu Zütphen, zu Saarwerden, zu Salm und zu Falkenstein, Herr auf der Windischen Mark und zu Mecheln

Bekennen hiemit für uns, Unſ're Erben und Nachkommen, daß uns von unſerm Hofrechenſammer Präſidenten und Rätthen der Johann Georg v. Aſperger, Zahlmeiſter und Willibald Kapfer, Kontrollor bei Unſerm k. k. Cameral Zahlamte zu Innsbruck vom 1. November 1788 bis letzten Oktober 1789 richtig Religionsfonds Kaſſe Journalien abgeleget haben. Da nun in vorbeſagter Zeit vermöge des in Unſerer Stiftungs und Städtiſchen Hofbuchhalterei verfaßten hier angeſchloſſenen ſummarischen Ausweiſes der ganze Empfang eine Summe von Einer Million Neunmalhundert und Fünfzig Tauſend, Vierhundert Bierzig ein Gulden $22\frac{2}{4}$ Kr. jeden Gulden zu 15 Bagen oder 60 kr. gerechnet, ausmachen ec. ec.

zulezt die Unterſchrift

Kaiſerliches Siegel

Leopold II.

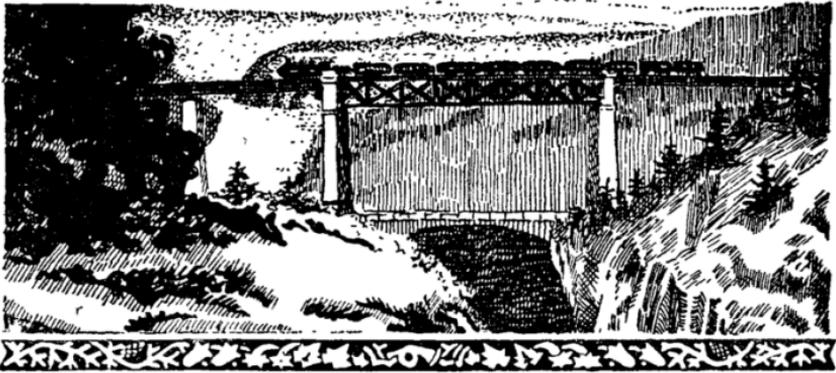
Die Originale dieſer zwei Urkunden befinden ſich im Hotel Frau Emma, Meran.

Noch gut abgelaufen.

Unter den Durchſchnittsgäſten der Frau Emma befanden ſich manchmal auch Originale, Sonderlinge, und es wäre manches zu erzählen. Zum Beiſpiel von Herrn und Frau v. Steinbüchl aus Trieſt. Ein großer Gelehrter, von dem ſogar im Konverſationslexikon ſteht. Er war hochbetagt, den Neunzigern nahe, doch immer munter und voll Wiß; machte ſich nichts aus den Tafelfreuden, ja es paſſierte, daß an Sonntagen, wo ſeine Frau ihn während ihres Kirchenbeſuches allein ließ, er ſich um halb 1 Uhr noch nüchtern zur Table d'hôte ſetzte, hatte auf das Frühſtücken vergeſſen. — Nicht ſo die Frau; dieſe hielt viel auf guten Kaffee; damit derſelbe nach ihrem Geſchmack ſerviert werde,

bandelte sie mit der Kochenlernerin, Fräulein Marie Harasser, an: „Tun sie nur recht viel Schlagrahm auf meinen Kaffee; wissen Sie, es handelt sich da um meine Gesundheit.“ — Lieblingsspeise derselben waren die rotgetupften Bachforellen, die aber nicht immer zu haben waren.

Herr von Steinbüchl erklärte einmal: „Wenn es heut' abends wieder nicht Forellen gibt für meine Frau, so muß rein ich mich blau absieden lassen“. — Einmal wurde ihr für das Souper, wo alles separat speiste, ein Haselhuhn zugesagt; es war Hochsaison, man hatte die Hände voll Arbeit. Die zweite Kochenlernerin Sophie v. Panzl, Tochter des Freiheitshelden, nachmalige Frau Ongania in Innsbruck, wurde mit der Zubereitung des Haselhuhnes betraut, hatte es zu dressieren, zu spicken, auf den Spieß zu stecken und schön zu braten; sie war mit allem Eifer dabei, es fleißig zu begießen, es war eine Freude, zu sehen, wie es sich drehte und bräunte, rund und voll wurde. Man richtete es unzerteilt, mit Petersilie garniert, an, die Kellnerin trug es auf. Einige Zeit nachher ging es Marie, Emmas Tochter, der Verantwortlichen, im Kopf herum, wieso das Hühnchengar so plump und voll ausgesehen hätte. „Sopherl, hast du es wohl auch ausgenommen?“ „Mein Gott, das habe ich vergessen!“ — Es wurde in der Küche still vor Entsetzen. Und schon kommt die Kellnerin: „Wer hat das Haselhuhn zubereitet?“ Kleinmütig meldet sich die Schuldige. „Sieh', hier schickt dir Frau von Steinbüchl ein Paket feinste Pariser Schokolade, weil du dir bei dem heutigen Trubel noch die Mühe nahmst, das Huhn zu füllen, hat ausgezeichnet geschmeckt!“ Alles atmete auf und die Küche hat bis zum heutigen Tag das Geheimnis bewahrt.



Die Eisenbahn.

Große Umwälzung stand bevor! Näher und näher rückte die Eisenbahn, kam der Siegeszug der Lokomotive. Im Pustertale war ein ganz anderes Leben. Frau Emma freute sich, daß die Trasse so oft über ihren Grund ging, man zahlte gut; sie rechnete und wußte durchzudringen, daß es für jedes ihrer Kinder 1000 Gulden traf, somit 6000 Gulden. Die meisten Niederdorfer gaben gerne etwas Grund her, aber nicht alle. Einer der hervorragendsten, reichsten Bürger hatte sein Haus so nahe an der projektierten Linie, daß es weg mußte, abgetragen werden sollte. Aber er verstand sich nicht zu einer Ablösung, „um keinen Preis“. „So bauen wir Ihnen ein anderes, genau nach dem Modell des alten und Sie haben ein ganz neues Gebäude kostenlos.“ „Und ich geb's nicht her!“ „Da wird es enteignet.“ „So, das möchte ich sehen!“ Alle Versuche zu einer gütlichen Einigung scheiterten. So wurde das Haus entzweigeschnitten, zur Hälfte abgetragen; die nördliche Front konnte stehen bleiben, nachdem sie vorschriftsmäßig für die nächste Nähe der Bahn feuer- und funkensicher adaptiert war. Natürlich kam der zu konserva-

tive Besitzer schlecht genug davon. Wollte er es auf einen Prozeß ankommen lassen, so kostete es ihm manche Reise nach Wien und der Ausgang desselben war vorauszu- sehen. Gegen eine solche Korporation wie die Bahnbau- gesellschaft konnte selbst der Krösus des Pustertales nicht aufkommen. — Und was war sein Racheakt? Niemand von den Seinen sollte je die Bahn benützen; sie hatten ja Pferde. Er blieb dabei, seine Frau notgedrungen, aber seine Söhne und Töchter konnten als Geschäftsleute seinen Racheplan nicht einhalten.

Während des Eisenbahnbaues schwärmte es im Puster- tale von Ingenieuren, viele davon kamen gerade vom Bau des Suezkanales zurück. Alle frequentierten das Gasthaus der Frau Emma. Sie hatte es auch diesen wieder, wie jedesmal den Herren Offizieren, angetan und trachtete immer, das Beste bei niedrigen Preisen zu geben. Die einen und die anderen zahlten es ihr reichlich zurück, in- dem sie ihren Namen in die Welt hinaustrugen.

Im allgemeinen aber erblickten die Pustertaler in der Eisenbahn einen manches erleichternden Fortschritt und fanden, daß gegen die neue Einrichtung als billiges, be- quemes Verkehrsmittel nichts einzuwenden sei, stellten sich auch in ihren Betrieben darnach um. — Und die über- mütigen Niederdorfer kamen in weinseliger Laune zum Schalter: „Was haben alsdann wir für die Fahrkarten zu zahlen? Den Dampf bringen wir selber mit!“ — Auch das berühmte „Toblacher Feld“ hatte nun im Winter seine Schrecken verloren. Wehe dem Reisenden in früherer Zeit, wenn ihn dort die Dunkelheit bei Schneetreiben über- raschte! Spediteur Josef Manr, welcher häufig von Nieder-

dorf nach Innichen unterwegs war, erzählte, wie er sich einmal in der Nacht bei Sturmgebraus nur dadurch rettete, daß er noch das „Kaderstöckl“ (eine Feldkapelle) ausfindig zu machen im Stande war und die Zeit bis zum Morgenrauen darin zubrachte, fest entschlossen, um nicht zu erfrieren, sich von den Heiligenstatuen des Kirchleins Feuer zu machen (als Raucher hatte er Feuerzeug bei sich); jedoch zu diesem Äußersten kam es nicht. Josef Hellenstainer, in einer ähnlichen Lage, war mit seinem Schlitten von der Straße abgekommen und konnte sich in der Finsternis um keinen Preis mehr zurechtfinden. Wie auch sich orientieren? Der Sturm fegte eine Stelle rein, während er anderswo den Schnee in viele Meter hohe Haufen zusammentrug, alle Zäune waren unter der weißen Decke verschwunden und Telegraphenstangen gab es damals noch nicht. Doch auch eine solche Schreckensnacht nimmt einmal ein Ende; in der Frühe sah er dann an den Spuren seines Gefährtes, daß er eigentlich immer nur einen Kreis beschrieben hatte. Von jetzt an legte man diesen Weg bequem und behaglich im warmen Kupee zurück.

Allerdings hatte auch die Bahn auf dieser Strecke bei hohem Schnee arg zu kämpfen und mußten Leute zum Ausschöpfen der Geleise aufgebeten werden. Eines Morgens waren die zwei Brüder Kraler, zwanzigjährige Burschen aus Gratsch, an diese beschwerliche, aber reichlichen Verdienst bringende Arbeit gegangen; die Bahnverwaltung zahlte gut. Es herrschte furchtbares Stürmen, Tosen und Brausen. Unerwartet nahte eine Lokomotive. Der Führer derselben sagte zu seinem Gefährten: „Du, paß auf! Wir müssen Hunde überfahren haben; hörst du

sie winseln?“ — Die Maschine hatte die armen Schneeschaufler zerstückelt! Die Ohren gegen die Kälte zugebunden, überhörten sie das Signal; durch das Zwielficht und die wirbelnden Schneeflocken an jedem Ausblick gehindert, mag ihnen im letzten Moment durch die Schneemassen ein Ausweichen unmöglich gewesen sein. — Stellt euch den Jammer in deren Heim vor! Der alte Vater war nie mehr zu trösten, obgleich ihn sieben blühende Töchter umstanden, er weinte sich blind (buchstäblich zu verstehen). Die Mutter, ein starkmütiges Weib, konnte sich wieder fassen, oblag ihr doch die Sorge für Haus und Familie. — Das waren die ersten Opfer der neuen Einrichtung.



Die Wachtel als Weckuhr.

Also die Bahn rückte näher und näher. Um den Anschluß nicht zu versäumen, mußte der Stellwagen schon um vier Uhr früh von Niederdorf abfahren. Frau Emma hatte nie eine übertriebene Liebe zu ihren Kindern. Luise, die spätere Greifenwirtin, und Josefine mußten jetzt „zum Stellwagen“ aufstehen. Was wollte das sagen? Um drei Uhr morgens das Frühstück für im Adler übernachtende Passagiere zubereiten und servieren. — Wenn beim „Ringler“ in der Nachbarschaft die Wachtel schlug, so wußten sie, jetzt ist's mit dem süßen Schlummer vorbei. Der Dorfbarbier Johann Mair, zu dessen Kindern die beiden Lauf- und Firmpatinnen waren und der ihnen zu ihren Geburts- und Namenstagen stets ein Morgenständchen brachte, mußte jetzt in der Nacht aufstehen, sonst blies er seine Flöte vor leerem Zimmer. Nun kamen immer mehr Gäste. Im Fremden-

buch des „Schwarzadlers“ von dazumal befinden sich eine Menge berühmter Namen, Namen von Mitgliedern der hohen Aristokratie, von Adelligen des Geistes, von Bankgrößen. Erstaunlich war, wie sich Frau Emma allen in ihrem Wirkungsbereiche mit gleicher Aufmerksamkeit widmete. Sie verfügte über die seltene Gabe mit hoch und nieder, reich und arm in taktvoller, zuvorkommender Weise zu verkehren. Wer je mit der einfachen, bescheidenen Frau ein Vierteltstündchen verplauderte, war erstaunt über ihren klaren Geist, ihre Beobachtungsgabe. Dabei war sie von rührender Besorgnis für Dienftboten und Pflegebefohlene. Des öftern hat sie nach angestrenghem Tagewerk selber des Nachts eine franke Angestellte gepflegt, Umschläge erneuert, Medizin eingeflößt. Sie, die selbstloseste Frau, sagte sich: Meine Töchter und die Mägde sind ja auch abends so müde, die Jugend hat den Schlaf notwendig und fand es selbstverständlich, daß ihr das Wachen zukomme. Selbst einigen Gästen, die im „Schwarzadler“ von einer Krankheit überrascht wurden, leistete sie derlei Samariterdienste, weil Pflegerinnen in Niederdorf nicht aufzutreiben waren. Kein Wunder, daß alle Angestellten und Untergebenen keine andere Anrede für sie wußten, als „Mutter“. Für die Gäste samt und sonders war sie stets die Frau Emma. Der „Schwarzadler“ versank in Vergessenheit, ja es kam einmal vor, daß die jüngste Tochter Luise, als ein Gast sie um die eigentliche Bezeichnung des Gasthofes fragte, vor die Türe lief, um nach dem Schilde zu sehen; sie wußte es nicht mehr sicher. Übrigens gab es schon einen „gold. Adler“ und die Kaiserjäger-Kaserne gegenüber hatte ja auch einen schwarzen Adler ober dem Tor!

Die Theatergesellschaft.

Trotz der schweren Schicksalsschläge und nie fehlenden großen Sorgen verfügte Frau Emma über eine heitere Lebensanschauung und sonnigen Humor, den sie auch auf ihre Umgebung verbreitete. Sie war auch allem vernünftigen Fortschritt stets zugetan, sonst wäre ja ihre Gründung nicht so ins Ungemessene gestiegen. Daß alle sich in ihrem Hause wohl fühlten und aufmerksam bedient wurden, hätte dafür wohl nicht ausgereicht. Sie war es, die im Herbst 1866 die Anregung gab, für die Wintermonate ein heiteres Dilettantentheater in die Wege zu leiten. Ist es nicht merkwürdig, daß so ungefähr alle fünfzig Jahre in Niederdorf ein Drang, sich auf den Brettern zu versuchen, zum Vorschein kommt? Zum Beispiel in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts, als nach den großen Umwälzungen und dem Kriegselend Europa und auch unser kleines Land wieder allmählich ins Gleichgewicht kam, als in der Jugend der Drang nach allem Schönen und Edlen mächtig Betätigung suchte, fing das Theaterspielen in Niederdorf an. Die jungen Vidal, Hellenstainer, Jäger, Kühbacher und andere taten sich mit Eifer zusammen und gaben im „Lieutenanthaus“ Vorstellungen. Nach einem Gewährsmann waren es vorzugsweise Ritterstücke und Dramen. Schillers Räuber wurden so lange studiert, probiert und Fleiß daran verwendet, bis das Stück zu einer (wenigstens nach ihrer Meinung) hervorragenden Vollendung gediehen war. Nach dem Krieg von 1866 fand Frau Emma mit klugem Sinn den geeigneten Mann, um noch einmal das Theaterspielen einzuführen, von dem sie sich mit Recht für die Jugend Gutes versprach. In Josef

Wassermann fand sie die geeignete Persönlichkeit. Dieser, ein geborener Seytner, kam mit seinem Bruder Ende der fünfziger Jahre nach Niederdorf, etablierte und verheiratete sich daselbst. Er erfüllte in puncto Theater glänzend die auf ihn gesetzten Erwartungen als Leiter desselben, unterstützt von den besten Bürgern und Bürgerstöchtern. Unter ihnen befanden sich: Ferdinand Hellenstainer, Tischlermeister Walch, Schuhmacher Steffaner und andere, sowie Fräulein Pauline Hellenstainer, Postmeisterstochter, Marie Hellenstainer, Kaufmannstochter, Luise Hellenstainer, das Ladenfräulein Marie Wurzer usw. Sogar an das Nestronysche Stück „Der Wirrwarr“ oder „Der Mutwillige“, „Lumpazi Bagabundus“ wagten sie sich, und die kleine Dilettantengesellschaft war im Stande, diese Possen mit Erfolg aufzuführen. Beweis dessen die Tatsache, daß die Welsberger Gerichtsherrn, Herr von Braitenberg und Bezirksrichter Zeiler, sowie manche Brunecker Herren ständige Besucher waren. Überhaupt tat sich in Niederdorf die in der stillen Zeit dort herrschende Geselligkeit derart hervor, daß sie sogar Landeshauptmann Eduard von Grebmer seinen Bruneckern als mustergültig anpries. Freilich schenkte ihnen ein gütiges Geschick die hiefür geeigneten Talente und war Frau Emma dazu angetan, selbe zu fördern und das Ganze schien mit ihrem Wesen und ihrem Hause verwachsen. Mit dem Ableben des alten Herrn Wassermann ging das Spiel ein. Nun sind reichlich fünfzig Jahre herum, ein furchtbarer Krieg vorbei, da meldet sich wieder das Schauspieltalent in diesem Dorfe, welches Fama als das schönste des Landes erklärt. Es ist eine Theatergesellschaft beisammen, welche die vorangegangenen weit übertrifft.

Harfenisten.

Was ist Fortschritt! Zu den Stellwagenzeiten, d. i. von zirka 1850 bis 1870, waren die Unterhaltungen dortselbst ganz anderer Art. Da gab es die Harfenisten. Ein paarmal im Jahre kamen solch fahrende Musikanten, Böhmen. Besonders war da eine Familie, ein alter Vater, ein Sohn, zwei Töchter. Letztere hatten ihre in einem Stoffutterale eingehüllten Harfen auf dem Rücken, so kamen sie zu Fuß daher, von der jungen Bevölkerung mit Freuden begrüßt; denn nun gab's Tanzball in der Gaststube. Die Spinnräder mußten hinaus, die Tische wurden ganz an die Wand geschoben. Die Zecher und Zuschauer mochten sehen, wie sie zurecht kamen. Die „Künstler“ hatten in Frau Emmas Wirtschaft ein eigenes Appartement, die „gelbe Gastkammer“ (die wenigen Zimmer führten damals eher solche Bezeichnung als eine Nummer). Sie verschwanden also in die gelbe Gastkammer, als staubige, ältliche, vergrämte, unansehnliche Gestalten — und nach einer halben Stunde kamen zwei jugendlich strahlende, anmutige Damen heraus. Besonders imponierte den Haustöchtern die kunstvolle, unnachahmliche Haartracht derselben. Wie schön sie spielten und wie gut sich's beim Harfenklang tanzen ließ und die Stunden verflogen, nur zu schnell machte Frau Emma Schluß. Nächsten Morgen tauchten sie wieder auf, trübselige, früh gealterte, verwelkte Frauen, die mit ihren Kannen und Dosen der Küche zustrebten, um für die ganze Familie Kaffee zu kochen; es mußte für sie auf dem Herde Platz gemacht werden, das war ihr altes, verbrieftes Recht. Dann wurden unzählige

Schalen dieser braunen Labung getrunken. Eine andere Spezialität waren die Moritafeln; zuerst wird es geheißten haben Mordtat, dann Moritat und zuletzt Moritafel. — Früher gab's ja wenig Zeitungen. In Niederdorf beim „Schwarzadler“ hielt man das Amtsblatt „Bote für Tirol und Vorarlberg“, die „Schützenzeitung“, die Wochenschrift aus Neutitschein „Die Biene“. Auf der „Post“ gab's die „Mugsburger Allgemeine“. So waren Tagesneuigkeiten den meisten schwer zugänglich. Diesem Mangel wurde abgeholfen durch diese wandernden Sänger, Mann und Frau mit ihrer großen Tafel. Wie sie etwa transportiert wurde, ist ein Rätsel (vielleicht zusammenlegbar). Zu Jahrmärkten oder auch an gewöhnlichen Tagen wurde diese Tafel aufgestellt; der Mann wies mit einem langen Stabe auf die dargestellten Begebnisse und beide begannen das vorgestellte Drama zu erklären, das in Versform und Musik gesetzt war. Es scheint, nie habe dem ein freudiges oder glückliches Ereignis zu Grunde gelegen, immer etwas Schreckliches, Blutiges, und mit herzbrechendem Pathos wurde es vorgetragen. Ein dichter, sich immer näherdrängender Kreis von Zuhörern hatte sich alsbald herumgruppiert und das Ergebnis für die Produzierenden war manchmal kein geringes.





Die Überschwemmungskatastrophe 1882.

Daß Frau Emma auch von schweren Prüfungen nicht verschont blieb, läßt sich denken. Eine der furchtbarsten waren die Hochwasserverheerungen des Jahres 1882, welche viele Existenzen vernichteten oder wenigstens bedrohten. Lassen wir Dr. Ulfeld erzählen, der dieselbe mitmachte. „Ich war am 15. September nach Niederdorf gelangt, durch die Ungunst der Witterung von einer beabsichtigten Tour nach Ampezzo abgelenkt. Man trug sich mit der Hoffnung, die Regentage würden demnächst ein Ende nehmen oder wenigstens eine zu kleinen Ausflügen benüzbare Unterbrechung erleiden. Für die Zeit des Abwartens schien der vortreffliche Gasthof „Emma“ behagliches Unterkommen zu bieten. Es kam aber anders. Schon am 16. September wuchs die Rienz, zu deren beiden Seiten das Dorf gelegen ist, zu bedenklicher Höhe an. Noch ernster wurde die Lage, als am Nachmittag der Bach plötzlich einen Teil seiner Wassermassen in die Hauptstraße des Ortes sandte. Bald gelangte man vom Gasthof ins Freie nur mehr über einen provisorischen Steg, der mit dem Anwachsen des Baches fort und fort erhöht, und weil

das Wasser nach und nach die ganze Breite der Straße einnahm, immer wieder verlängert werden mußte. Vergeblich waren die Anstrengungen, dem Wasser einen Damm entgegenzusetzen; und als ob es stets in der Ortsstraße heimisch gewesen wäre, floß es unaufhaltsam dahin. Mit dem Aufgebot aller Kräfte galt es nun, die Wohnhäuser gegen das Eindringen des Wassers zu schützen. An den Haustüren entstand ein Wall um den andern aus Bäumen, Brettern, Dünger usw. Eine schlimme Nacht folgte, Fackeln erhellten die Hauptstraße, schaurig tönte die Sturmglocke! Sie rief zu schwerer, doch fruchtloser Arbeit so manchen, der von des Tages Mühen erschöpft auf seinem Lager Ruhe gesucht hatte, denn, wie durfte man ruhen, indeß die Fluten wuchsen und immer drohender sich zum Angriff auf den Besitz der Menschen rüsteten. Der anbrechende Morgen des 17. September zeigte, daß, wer immer in einiger Nähe der Rienz wohnte, in seinem Hause kein Heil mehr zu erwarten hatte. Die Leute räumten daher ihre Habe aus, so gut es in der Eile ging, und brachten sie nach höher gelegenen Orten. Ein trostloser Anblick, wie die Armen von ihrem Heim Abschied nahmen, wie sie auf Wagen und Karren, wohl auch auf dem Rücken, Möbelstücke, Kisten, Säcke fortschafften und damit eine Stätte auffuchten, welche häufig nicht mehr bot, als den nackten Erdboden, während nichts die Sachen gegen den strömenden Regen schützte. Bald drohte eine neue Gefahr: das Grundwasser, einem bekannten Naturgesetze folgend, war gleichzeitig mit dem des Flusses gestiegen, füllte bereits die Keller und konnte in kurzer Frist sich auch in den Erdgeschossen ausbreiten. Schnell entschlossen bildeten im Vor-

haus des Gasthofes die Sommergäste mit Dienstboten und Soldaten eine bunte Reihe, um das Wasser aus dem Keller zu befördern; eine Danaïdenarbeit, denn im gleichen Schritt mit der energisch betriebenen Pumpharbeit stieg das Wasser von neuem aus der Tiefe. Nachmittags gegen 2 Uhr war das Schicksal der Ortschaft besiegelt. Das Wasser hatte nämlich nach der rechten Seite das Fundament der Häuser unterwaschen. Wir waren auf der Brücke, die beide Teile des Dorfes verband. Schon wälzten die ungeheuren braunen Wogen Balken, Bretter, Gerätschaften in buntem Gemisch mit sich fort. Bald kamen auch Brückenteile und Stege, die weiter oben ans andere Ufer geführt hatten. Da hieß es zum ersten Male, ein Haus sei eingestürzt. Noch konnten wir den Sinn dieser Botschaft kaum begreifen. In fieberhafter Spannung ließen wir unsere Blicke den unheilvollen Wasserbergen folgen. Ein Haus, auf einer Art Halbinsel (Kienz und Bierkanal), stand mit der Front gegen die Brücke — es wankte — der Giebel senkte sich — ein Krach — eine schwarze Staubwolke und an Stelle des ansehnlichen zweistöckigen Hauses, wo noch vor wenigen Stunden 19 Personen zu Mittag gegessen hatten, brauste der unerbittliche Strom, der die Mauerteile verschlang, die Holztrümmer mit sich forttrieb, so daß nicht einmal Überreste daran erinnerten, daß dort Menschen gewohnt hatten. Und nun nahm die Verheerung ihren Lauf, man konnte nichts tun, um dem gefräßigen Elemente seine Beute zu entreißen. In stummer Verzweiflung standen die Leute da und mußten zusehen, wie ein Stück ihrer Habe um das andere verschwand, wie Felder, Wiesen, Straßen, Gebäude, unzähliger Hausrat dem Strom zum Opfer fielen. Raum

hatten wir die Hauptbrücke verlassen, fiel auch sie hinunter und mit ihr die letzte Verbindung mit dem nördlichen Ufer. Die Brücke riß ein Eck des am linken Ufer angebauten großen Kaufmann Ebner-Hauses mit sich, Grund genug für die Befürchtung, daß nunmehr diese ganze Häuserreihe verloren sei. Unter solchen Verhältnissen war es nicht ratsam, noch länger im Gasthaus zu verweilen. Frau Emma selbst empfahl die Auswanderung; gleichzeitig begann ihr Personal die wertvolleren Mobilien aus dem Hause zu schaffen. Wo aber sollten wir Unterkunft finden? Brach einmal der Strom auf der linken Seite in den Ort ein, waren alle Gasthäuser gleich gefährdet. Und doch keine Möglichkeit, das Tal zu verlassen, denn schon abends vorher war uns Kunde geworden, daß nicht nur die Bahnverbindung, sondern auch die Fahrstraße nach beiden Richtungen fehle. Im Tale selbst war somit, da auch die von Wildbächen überfluteten Fußwege nicht in Betracht kamen, ein Fortkommen nicht denkbar, ebensowenig kam man in den Seitentälern weiter. Es blieb nur eine Zuflucht, der etwas höher gelegene Bahnhof, dessen Benützung der Stationschef Choizet gestattet hatte. Ohne zu überlegen, was weiter aus uns werden sollte, weil der Bahnhof ja nur das einfache Obdach bieten konnte, wanderten wir dahin aus. Woher aber Lebensmittel bekommen? Was beginnen, wenn der ganze Ort überschwemmt wird? Diese trüben Gedanken bemächtigten sich alsbald unser, als wir im Korridor des Bahnhofes auf unseren Koffern umhersaßen und dann und wann einen Blick zum bleiernen Himmel und dem unablässig strömenden Regen sandten. Heute noch konnten wir Überreste aus Frau Emmas Küche haben,

heute spendete der Keller noch Wein, morgen war vielleicht alles ein Raub der Wellen. Also zurück in den Ort um Proviant. Im Dorfe erwartete uns ein neuer Schreck. Sei es, daß wirklich eine vor 180 Jahren gemachte Erfahrung dafür sprach, sei es, daß die Aufregung Gespenster malte, kurz es herrschte bei allen die Furcht, der am Eingange des Höhlensteinertales gelegene Toblacher See werde, wenn der Regen nicht nachlasse, den Damm zerreißen und, indem sich seine Wassermassen in westlicher Richtung fortwälzen, die Vernichtung der Ortschaft vollenden. Es ging die Rede, schneller als der Telegraph von Toblach den Ausbruch des Sees melden könne, werde dieser alles wie unter einem Berge begraben haben (Gleno-Stausee). Kein Wunder, daß wir auf unserer Expedition bald zu Tode erschrafen, als alles wirr durcheinander lief und es hieß: Der See kommt! Zum Glück kam er weder damals, noch überhaupt. Zum Bahnhof wieder zurückgekehrt, wurde uns die „beruhigende“ Nachricht, man melde von Toblach vorläufig nur das Bestehen höchster und unmittelbarer Gefahr. Nun galt es sich für die Nacht so gut wie möglich einzurichten. Matratzen, welche unter anderem Hausgerät im Bahnhof untergebracht waren, dienten uns, auf den Boden der zwei Wartesäle gelegt, als Lager, Plaids und Mäntel als Kissen und Decken. Es hätte sich da ja köstlich schlummern lassen, aber Aufregung und Sorge taten das ihrige, um die Ruhe nur wenig genießen zu können. Inzwischen schritt der Vernichtungsprozeß im Orte weiter. Dumpfe Schläge, wie ferner Donner, mischten sich in das Losen des Flusses. Sie gaben Kunde, daß wieder ein Gebäude dem Hochwasser zum Opfer fiel. So übertrafen

die Greuel dieser Nacht um vieles die der vorausgehenden. Am nächsten Morgen trat die Sorgfalt, mit der Frau Emma, diese edelste aller Wirtinnen, ihre Gäste zu behandeln pflegte, ins glänzendste Licht. Obwohl selbst mit den Ihren in der Kaserne und Dogana einquartiert, drang sie in den Morgenstunden mit ihren Töchtern in das verlassene, gefährdete Haus, bereitete und schickte uns ein reichliches Frühstück. Der Himmel schien sich aufzuheitern, aber bereits mittags war die Lage zum Schlimmsten verändert. Die Rienz hatte sich ins rechte Ufer eingegraben, mehrere Häuser waren eingestürzt, die Trümmer davon stauten das Wasser so, daß es sich mit erhöhter Gewalt auf das linke Ufer warf, und unter anderen auch Frau Emmas Garten überschwemmte, eine Wiese „den Letten“ von 30 Fuder Heu gänzlich wegriß und das Hinterhaus unterspülte. Damit war nun sicher die Quelle unserer Verpflegung versiegt. Wir richteten nun unsere Blicke nach Maistatt, welches gestern wegen einer demolierten Brücke nicht erreichbar war, und es gelang uns, den einzigen Zufluchtsort zu erreichen, denn der abgerissene Steg war wieder hergestellt worden. Die Wirtsleute, obwohl am Schlusse der Saison nicht vorbereitet auf so zahlreichen Besuch, taten was in ihren Kräften stand; ein Fräulein Pauline Hellenstainer, war auch dorthin geflüchtet, nahm, da die erste Köchin Maistatt schon verlassen hatte, bereitwillig deren Stelle ein. Und nun sei zu Ehren der Tiroler hervorgehoben, nie und nirgends hat man unsere Zwangslage zu einer ungebührlichen Steigerung der Preise benützt. So waren wir also in dem reizend gelegenen Bad Maistatt, das seinen Namen der Sage nach von einem Besuch des Kaisers

Maximilian des Ersten herleitet, verhältnismäßig gut untergebracht. Unter anderen Umständen hätten wir allen Grund gehabt, uns dieses Aufenthaltes von Herzen zu freuen, so aber spielten wir mehr die Rolle von Belagerten, als von Sommergästen, Maistatt war mehr Festung als Landaufenthalt. Und wie stand es nun mit dem Proviant der Festung? Dieser konnte in den nächsten Tagen mangeln, wenn die Absperrung nach außen fort dauerte. Wenn in Niederdorf die Lebensmittel zu Ende gingen oder der Ort mit allem weggeschwemmt wurde. Man sprach auch von der Möglichkeit, Maistatt könne durch sogenannte Muren vom Tale abgesperrt werden. So verbrachten wir die Tage vom 18. bis 23. September. Natürlich konnten wir es uns nicht versagen, täglich im Ort Nachschau zu halten, wie es dessen armen Bewohnern erging. Schon der nächste Besuch bot einen höchst traurigen Anblick. Ganze Reihen von Häusern waren vollkommen verschwunden. Nur derjenige konnte die Größe des Unglücks beurteilen, der den Ort früher gekannt hatte. Wer ihn dagegen zum ersten Male sah, den erinnerten an die Schrecknisse der vergangenen Tage nur die Mauerteile einzelner, in vertikaler Richtung geborstener, nur bis zur Hälfte eingestürzter Häuser und da und dort Trümmer, welche die Fluten nicht von der Stelle gebracht hatten. Noch bestand die größte Gefahr, der Strom werde das rechte Ufer dergestalt untergraben, daß die Pfarrkirche, in der eine Menge Obdachloser, darunter zwei Wöchnerinnen untergebracht waren, sowie das Schulhaus zusammenstürzen, in welchem Falle man ganz Niederdorf für verloren hielt, weil die massenhaften Trümmer den Fluß nach der andern Seite gedrängt hätten. Es

gelang aber nach einigen Tagen der übermenschlichen Anstrengung, mit welcher die braven Kaiserjäger der Garnison Niederdorf unter Leitung ihres unermüdlischen Oberleutnants Strobl arbeiteten, die Rienz nach und nach einzudämmen und mehr und mehr in ihr altes Bett zurückzudrängen. Wesentlich wurden sie dabei durch die Witterung unterstützt, denn der Regen begann nachzulassen. So konnte man Ende der Woche die Gefahr für beseitigt erachten. Und indem wir am Samstag, den 23. September, wieder ins Hotel zurückkehrten, begann man die Möglichkeit des Fortkommens ins Auge zu fassen. Da diese nicht in Aussicht stand, wollte man auf die Eisenbahn reflektieren, darüber belehrte uns aber ein Besuch der nächsten Bahnunterbrechungen gegen Westen. Dort war auf einer Strecke von 100 Metern der Damm einfach verschwunden und hing der Schienenstrang wie eine Schaufel in der Luft über den schäumenden Fluten. Ähnliche Stellen, wie solche, an welchen nicht einmal mehr Spuren eines früher vorhandenen Geleises zu sehen waren, fanden sich nach beiden Richtungen noch viele. Aber auch die Fahrstraße hatte dem Flusse Platz machen müssen; so erinnerte zum Beispiel in der Nähe der Station Welsberg auf einer Strecke von zwei Kilometern nur eine aus dem Wasser hervorragende Doppelreihe von Pappelbäumen, daß hier einmal eine schön angelegte Straße ging. Briefpostverbindung hatte fast aufgehört, auch der Telegraph versagte seinen Dienst. Es waren Boten nur in der Weise vorwärts gedrungen, daß sie teils die Überreste des Bahndammes, teils die der Straße benützten und, wo Damm und Straße zugleich verschwunden waren, über die Berge kletterten. Frau

Emmas Unternehmungsgelbst dachte etwas aus, ehe sich die andern darauf besannen: sie schickte über den Eggerberg ihre guten Pferde nach Welsberg, von dort auf der noch erhaltenen Straße zur Eisenbahnstation Bruneck, von wo aus der Verkehr wieder funktionierte. Ihr Schwiegerjohn vom „goldenen Stern“ stellte den Omnibus bei, so war wieder eine Verbindung hergestellt, wenigstens von Welsberg ab, und als die Straße wieder notdürftig in Stand gesetzt war, von Niederdorf aus. Es kam die alte Zeit mit ihren Einrichtungen wieder zu Ehren. Nur einer triumphierte, der alte Stellwagenkutscher Seppel: „Hab' ich's Euch nicht immer g'sagt, daß dieses nuimodische Luifflzeug, diese Bahn, bald wieder in Fransen geht“. Traurig sah's in Niederdorf aus. Es waren 36 Häuser teils samt dem Grunde von der Erde verschwunden, teils zerstört. Doch die fleißige Bevölkerung ging mit Mut an die Wiederherstellung des einst so schönen Dorfes. Als Kontrast für die Jetztzeit dürfte hervorgehoben werden, daß, obwohl fremdes Gut so lange schutzlos im Freien oder in fremden Häusern war, gar kein Abgang oder Diebstahl vorkam. In ganz Tirol sind bei dieser Überschwemmung 50 Menschen ertrunken. In Niederdorf beziehungsweise Prags war ein Menschenleben zu beklagen, ein sehr tüchtiger Tierarzt, namens Anton Lechner, der sich auf einem Dienstgange befand; in Welsberg ertrank ein Weib, Mutter von Drillingen, welches gerade im Moment die Brücke passierte, als diese weggerissen wurde, und die Arme verschwand in den Fluten. Welsberg hatte von allen Ortschaften am meisten gelitten. Von den 76 Häusern mit 700 Einwohnern blieb auch nicht eines ganz verschont, der Boden Wels-

bergs glich einer Wüste, kein grünes Fleckchen blieb übrig. Und Bruned? In den Tagen des Schreckens vom Herbst 1882 hat wohl nichts einen derartigen Eindruck auf die dortige Bevölkerung gemacht, als die Nachricht, daß der Friedhof bedroht, die Ruhe der Toten durch das unbändige Element gefährdet sei . . . Die Leichentapelle stürzte ein, die nordwestliche Ecke der Friedhofsmauer folgte und mit unbeschreiblichem Grauen sah man Sarg an Sarg auf den dunklen Wassermassen dahertreiben.“

Fort mit dieser Erinnerung! Lenken wir unsere Blicke auf das Tröstliche, wie alsbald die Wohltätigkeit aufs großartigste einsetzte. Ganz Österreich wetteiferte zu helfen! Der Kaiser griff tief, tief in seine Privatschatulle. Der D. u. Ö. Alpenverein hat sich durch wahrhaft große Spenden ein Denkmal gesetzt und Sympathien errungen. Die Privatwohltätigkeit bezeugte in glänzender Weise ihre Teilnahme. Von allen Ländern des Reiches kam Hilfe. Es wurden den Geschädigten große Summen unverzinsliches Darlehen gewährt. Die Südbahn schickte unentgeltlich 100 Arbeiter mit dem nötigen Werkzeug zum Aufräumen des Schuttes. Uferschutzbauten im Werte von Millionen wurden in Angriff genommen. Nun sind 43 Jahre darüber hinweggezogen und nur noch ältere Leute erinnern sich daran.

* *
*

Bier Jahre später wurde der Frau Emma eine seltene Freude zuteil durch die Verleihung des goldenen Verdienstkreuzes, welches sie noch viele Jahre in Ehren tragen durfte. Als Kaiser Franz Joseph im Jahre 1899 zur Einweihung der Andreas Hofer-Kapelle nach Tirol kam, wurde ihm

Frau Emma in Welsberg vorgestellt. Er nahm ihren Dank für die verliehene Auszeichnung entgegen und ehrte sie durch folgende huldvolle Worte:

„Also Sie sind die weltbekannte Frau Emma? Ich freue mich, Sie persönlich kennen zu lernen in Ihrem hohen Alter und bei der Ihnen noch gegönnten Rüstigkeit zur Arbeit. Mit der wohlverdienten Auszeichnung wünsche ich Ihnen noch viele Jahre des Wohlergehens!“





In Meran und Neuspondinig.

Wir sind unserer Erzählung um Jahre vorausgeeilt und nehmen den Faden wieder mit dem Jahre 1883 auf. Als in diesem Jahre die jüngste Tochter Luise dem Franz Staffler, Gastwirt zum „Schwarzen Greifen“, als Gattin nach Bozen gefolgt war, hielt Frau Emma nun Umschau nach einer Schwiegertochter. Doch erst vier Jahre später wurde ihr Wunsch erfüllt. Ihres Sohnes Wahl war eine glückliche, die junge Wirtin ein Muster von Tüchtigkeit und Fleiß; Frau Emma fühlte sich abgelöst; aber eine solche Frau kann nicht rasten. Sie folgte ihrem jüngeren Sohne, der mit seiner Schwester eine Pension in Meran gepachtet hatte, dorthin. Für die Sommermonate gelang es ihnen, das Posthotel Neuspondinig pachtweise zu übernehmen. Auch in diesem wurde das Wirken der Frau Emma sehr anerkannt. Vor reichlich einem Menschenalter, wo die bahnbrechenden, herrlichen Alpenvereinshotels noch nicht erbaut waren, befanden sich die Gasthäuser im Winschgau nicht auf der Höhe wie heute. Autos gab es nicht. Bier- und Fünfspänner mit vornehmen Reisenden waren an der Tagesordnung. — Ein solcher brachte einmal den Stahl-



könig von Neu-Bethlehem, Charles Schwab, in Emmas Wirtschaft; welchen Eindruck er davon mitnahm, konnte man aus dem Fremdenbuche des Hotels ersehen. Es hieß darin: „An oasis of cleanliness in a sahara of dirt!“



Prags.

In beiden Geschäften ließ sich Geld verdienen. Die jungen Leute in Niederdorf hatten schon lange die Absicht, am herrlichen Prager See ein kleines Unterkunftshaus zu bauen, doch einerseits war die Finanzierung schwer, andererseits kein Grund zu bekommen. Die Eigentümer desselben, Bauern von St. Veit, waren durchaus abgeneigt; deren Kühe hatten das Weiderecht, konnten dort friedlich und ungestört grasen; sollten sie selber die Hand dazu bieten, daß dies anders würde? Nein und abermals nein! Aber Eduard fand einen Ausweg, freilich erst nach Jahren. Er erwarb das Jagdrecht. Nun kamen die jungen Prager um Jagdkarten. — „Gut, die sollt Ihr haben, verschafft

mir dafür einige Quadratmeter Grund von Eurem Vater". So ging's. Zuerst entstand nur eine kleine Blochhütte, wo Wein, Flaschenbier und Schwarzbrot verkauft wurde; dann schritt man an den Bau eines kleinen Unterkunfts- hauses, welches 1893 eröffnet wurde und gleich guten Besuch aufwies. Oberbürgermeister Kürschner aus Berlin hat darin als erster Gast den Sommer mit seiner Familie zugebracht. 1897 wurde mit dem Bau des großen Hotels begonnen, erstellt durch Baumeister Otto Schmied aus Wien und den Polieren Domenico Reddolf und Hermann Tschöll, eröffnet 10. Juli 1899. Wieder ein Gasthof Frau Emma. — Ein reicher Herr aus Amerika gab dem Briefe, worin er sich im besten Gasthose seiner Reise-Erinnerungen zu längerem Besuch anmeldete, nur die Überschrift: Frau Emma in Europa, Autriche. Der Brief kam richtig an



Gute Nerven.

Gebeugt durch die Last der Jahre war Emmas Rücken, nicht aber ihr Frohsinn, ihr goldiger Humor, ihre Arbeitsfreudigkeit. Wenn in Meran weilend, hatte sie in der Pension Stadt München ihren kleinen Gemüsegarten, den sie selber zu pflegen liebte. Sie machte sich morgens das Bett selbst; kam sie in der Früh von der Kirche heim, so ging's ans Spinnrad. Und der Refrain zu ihren Gesprächen: Wenn's nur alle alten Leute so gut hätten, wie ich. — Aber es kam noch einmal eine Prüfung über sie, man möchte sagen, weniger über sie als

über ihre Angehörigen. Es zeigte sich nach und nach unter dem Arme eine Neubildung, die keinem Hausmittel weichen wollte. Ein im Hotel wohnender Arzt, Primarius einer Heilanstalt in Bremen, wurde zu Rate gezogen. Er erklärte, eine Operation sei unbedingt notwendig, er würde sie nicht selbst vornehmen, das sollte eine Meraner Kapazität tun; er würde dabei sein und es so arrangieren, daß es im Hause gemacht werden könnte, nicht in der Heilanstalt. Frau Emma als vernünftige Frau war einverstanden. Er sagte, gefährlich sei es nicht, doch immerhin ratsam, die heiligen Sakramente zu empfangen. Der Tag der Operation war angebrochen, um zehn Uhr sollten die Ärzte kommen, aber wo ist die Patientin? Aus der Kirche ist sie längst zurück; man sucht in größter Aufregung, voran Schwester Almira, die Krankenpflegerin. Da ruft das Zimmermädchen vom zweiten Stock herab: „Ich sehe Frau Emma im Garten Salat setzen“. Die Schwester stürzt auf sie los. „Ja, ja, Schwester, ich komme, gleich bin ich fertig. Beinah' hätte ich darauf vergessen!“ Nun wird sie von den Ärzten in Empfang genommen. Kaiserlicher Rat Dr. Rochelt richtet vor der Narkose, um sie vollends zu beruhigen, einige Scherzworte an sie, welche die allzeit Schlagfertige treffend erwidert. Mußte eine solche Operation nicht gelingen? Schon am nächsten Tage war sie auf, denn so wollten es die Ärzte, obwohl ihr nun nicht mehr zum Scherzen war. Doch wurde sie wieder vollkommen hergestellt und konnte sich noch fast zehn Jahre ihres Lebens freuen.

Endlich Ruhe.

Ihre letzten Lebensjahre verbrachte sie im Winter in Meran, im Sommer in Niederdorf, am liebsten in Prags. — Jetzt konnte sie rasten; sie saß am See, dem dunkelgrünen, mit dem Hintergrund der hohen Felsen und ließ die bewegten Bilder ihres Lebens, der Vergangenheit, an ihrem Geiste vorüberziehen und die Wellen sangen ihr ewiges Lied dazu. Heiß war das Lagerwerk gewesen, desto süßer die Ruhe, friedlich flossen die Tage und Wochen dahin.

Aber einmal, im Hochsommer des Jahres 1902, trat ein Ereignis ein, welches auf lange Zeit ihre Seelenruhe trübte. Ein junger Priester war vom Seekofel abgestürzt. Derselbe, Kapuziner Edmund aus Burghausen, einer distinguierten Bürgersfamilie in München entstammend, wohnte in dem zum See gehörigen Schacherhof in St. Veit in Innerprags.

Er hatte am 18. August die Kaisermesse zelebriert und die Sommerfrischler, die dem Gottesdienste beiwohnten, freuten sich über seine wohlklingende Stimme; tags darauf fand er seinen Tod in den Bergen. — Der Seekofel, 2810 Meter hoch, beherrscht das Südende des Wildsees. Seine ungeheuer steilen Wände scheinen fast senkrecht in den See abzufallen; die rötliche Farbe des Dolomitgesteins und das leuchtende Grün des Wassers bilden einen herrlichen Gegensatz, seine Besteigung ist aber viel weniger schwierig, als sie von dieser Seite erscheint; sie ist wohl etwas beschwerlich, aber ohne eigentliche Gefahr, der Weg gut markiert, an einer bedenklichen Stelle durch ein Draht-



seil gesichert. Man wandert durchs „Nabige Loch“ in etwa viereinhalf Stunden zum Gipfel. Vater Edmund, der allein und führerlos ging, hatte den Gipfel, welcher früher durch eine trigonometrische Pyramide von weitem erkenntlich war, glücklich erreicht, war aber beim Rückweg in Nebel geraten und bei den sogenannten „Hintern Öfen“ etwa 150 Meter tief abgestürzt, totgefallen. Das Unglück ist offensichtlich auf die führerlose Einzelwanderung zurückzuführen, da ein Ortskundiger auch bei Nebel den richtigen Weg nicht verfehlt hätte. Man fand den Verunglückten auf einer leicht zugänglichen Geröllhalde, von wo ihn zehn Führer zum Südende des Sees herabbrachten.

Es war zehn Uhr abends, als mehrere durch Fackelschein beleuchtete Boote langsam zum Landungssteg des Hotels dahinglitten. Selten mochte man einen Trauerzug von so ergreifender Düsterei sehen. Die Boote trugen die Bergführer, einen Geistlichen und den Gemeindevorsteher. Im größten Boote befand sich der schwarz bedeckte Sarg. — Während die leichten Nachen in der Finsternis langsam dahinglitten, ertönte von denselben leises Gebet herüber, vom Türmchen klang Glockengeläute. Auf der Landungs-

brücke erwarteten den Verunglückten Herr Hellenstainer und die Angestellten des Hotels mit brennenden Kerzen in der Hand. Schwer zu schildernde Wehmut ergriff alle Zeugen der Szene, als nunmehr die düstere Prozession unter stetem Gebete sich zu dem nur wenige Schritte entfernten Blockhäuschen bewegte, das in eine Kapelle verwandelt worden war und wo der abgeschiedene Gottesmann zunächst über Nacht ruhen sollte. Vor der improvisierten Kapelle wurde der Sarg zu Boden gestellt, die Teilnehmer mit Lichtern gruppierten sich im Kreise und verrichteten mit dem Priester andächtige, manchmal durch Schluchzen unterbrochene Gebete. Sodann wurde Pater Edmund aufgebahrt und sollte am nächsten Morgen nach Niederdorf gebracht und dort beerdigt werden.

Die Hotelgäste und Touristen, welche dieser überaus ergreifenden Feier beigewohnt hatten, nahmen den tiefsten Eindruck mit sich und gedachten mit schmerzvoller Bekümmernis des jungen, gottgeweihten Menschenlebens, das hier ein so tragisches, frühes Ende gefunden hatte.

Nächsten Tages kam telegraphische Nachricht von seiner Familie, Generalarzt Buchetmann, wodurch seine Überführung nach München angeordnet wurde.

Wenn in Meran weilend, schaffte Frau Emma als große Blumenliebhaberin im Garten; sie war bis zuletzt tätig und heiteren Gemütes. Oft saß sie, Flachs spinnend, ihre Lieblingsbeschäftigung, im Kreise ihrer Kinder und Enkelinnen und erzählte aus längst vergangenen Zeiten. Noch in den letzten Wochen ihres Lebens besuchte sie der Wiener Bürgermeister Dr. Karl Lueger, der im Hotel Stadt München weilte, in ihrem Wohnstübchen und verbrachte in angeregtem Gespräch mit ihr ein gemütliches Stündchen. — Sie lud ihn auch noch für ein anderes Mal ein, zu einer „Marende“, zu der es aber nicht mehr kam. — Die so vielen Speise, Trank und Unterstand geboten hatte, ging am 9. März 1904 ein in die himmlische Herberge im 87. Lebensjahre.

Die Erinnerung an sie und an ihr leuchtendes Beispiel nimmermüden Schaffens und starken Gottvertrauens lebt fort und sichert ihr ein dankbares Andenken.

Selbst als Matrone anziehend zu sein,
 Solches verstand nur Frau Emma allein;
 Ließ einen wahrhaftig noch immer nicht kalt,
 War sie auch längst über achtzig Jahr' alt!

* *
 *

Leider ist das Stammhaus in Niederdorf verkauft und in ganz fremde Hände übergegangen. Aber dafür haben ihre Kinder und Kindeskinde in Meran ein Denkmal errichtet durch das vom Baurat Karl Lun herrlich erbaute, 1908 eröffnete Hotel, das ihren Namen trägt und in ihrem Sinne fortgeführt wird.

Im 16. Jahrhundert taucht zum ersten Male der Name Hellenstainer auf, hundert Jahre später, im Jahre 1628, verlieh Kaiser Matthias dem „Christiann Hellenstainer zu Bogen, seinen ehlichen Leibserben und Erbserben wegen seiner Redlichkeit, Geschicklichkeit, guetter Sitten und Vernunft“ ein Wappen: „Einen rothen Löwen aufrecht, in der vordern Pragen nach der Seite hin, einen Stein haltend“, dazu den Wappenbrief, am 8. Mai 1628 zu Linz ausgestellt durch Johann Bapt. Schindler, Pfalzgraf.

Senior des Hauses ist gegenwärtig Franz Hellenstainer, mit seiner Familie, unter der sich als ältester Sohn ein Franz befindet, in Bruned wohnhaft. Leider, ohne eigenes Verschulden, durch die Ungunst der Verhältnisse des Stammhauses verlustig geworden.



*
* *

Das Reinerträgnis dieses Buches
wird von der Verfasserin dem Fidelishaus
im Dorf Tirolö gewidmet

* *
*



Inhaltsverzeichnis.



	Seite
Zum Geleite	7
Im Elternhaus	9
Emmas Kindheit und Erziehung	13
Emma als Pflegerin	14
Die erste Reise ins Bustertal	15
Nochmals ins Bustertal	17
Das Bräuhaus wird verkauft	19
Auf der Straße	24
Die k. k. Post	25
Wenn man zu schüchtern ist	27
Die Schwiegermutter	29
Frau Emma und die Wollkerzen	31
Das erste Töchterchen	33
Niederdorf wird Fremdenturort	34
Noch einmal Frau Stragenegg und die Franzosenzeiten	36
Was Frau Emma vom Jahre „48“ erzählte	41
Der alte Kramer	47
Vor dem Ausmarsch	48
Der schöne Capitano	53
Leopoldina	60
Vermißt	61
Gloria in excelsis Deo	62
Frau Emma schwer erkrankt	63
Der Stammhalter	66

	Seite
Serravalle	67
Primiz in St. Johann	68
Das Kloster in Brunek	70
Rivalität	71
Der schwerste Schlag	73
Krieg	75
Der kleine Eduard	80
Gäste von weither	85
Ein anderes Bild	88
In der Küche	92
Marie	95
Noch gut abgelaufen	103
Die Eisenbahn	105
Die Wachtel als Weckuhr	108
Die Theatergesellschaft	110
Harfenisten	112
Die Überschwemmungskatastrophe 1882	114
In Meran und Neuspondinig	125
Prags	126
Gute Nerven	127
Endlich Ruhe	129



